Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken

von

Heinrich Düntzer.

XI. Die natürliche Tochter.

Wenigen=Jena,
Karl Hochhausens Verlag.
1859.

Goethes Trilogie
die natürliche Tochter.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Wenigen-Jena,
Karl Hochhausens Verlag.
1859.

Wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
Verkannt, verstoßen, mich vergessen, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.

Druck von Friedrich Mauke in Jena.

I. Entstehung und Aufnahme des ersten Stückes.

Iphigenie, Tasso und das zur Herausgabe nothdürftig abgeschlossene Bruchstück des Faust waren an das Licht der Welt getreten, als Goethe im Mai 1791 die Leitung der neugegründeten herzoglichen Bühne zu Weimar übernahm. In der Opernform, die ihn während seines italiänischen Aufenthalts ganz besonders angezogen, hatte er indessen ein paar neue Versuche unternommen, wozu ihn besonders die Verbindung mit dem Kapellmeister Reichardt veranlaßte, der seine Claudine mit der Fülle der Tonkunst ausstattete und ihm mancherlei Winke zu künftigen Operntexten gab. Doch weder die ungleichen Hausgenossen noch die Bearbeitung der Halsbandgeschichte unter dem Titel die Mystifizirten kamen, obgleich beide weit vorrückten, zum völligen Abschluß. Kaum aber hatte er sich der Leitung der Bühne unterzogen, als er jene berüchtigte Truggeschichte, worin auch Cagliostro verflochten war, als Lustspiel auf die Bühne zu bringen sich entschloß, und noch vor dem Ablauf des Jahres gelang ihm die Aufführung des Großcophta, der freilich dem gewöhnlichen Geschmacke nicht zusagen konnte. Besser gelang es ihm mit der kleinen Posse der Bürgergeneral, wogegen er ein anderes, gleichfalls aus der Betrachtung des revolutionären Schwindels hervorgegangenes Stück, die Aufgeregten, nicht zu Ende führte. Hier-

mit schien seine Neigung zur dramatischen Dichtung ganz erloschen; denn bis zum Anfange des Jahres 1795 finden wir keine Spur derselben, und wenn er damals, aufgeregt durch den großen Erfolg der Zauberflöte, einen zweiten Theil derselben begann, so hatte der eigentlich dichterische Trieb daran den mindesten Antheil. Den höchsten Erfolg in der Tragödie hoffte er dem ihm jetzt innigst verbundenen Schiller, ihn selbst zog die elegische, idyllische und epische Form an. Das im Jahr 1797 beabsichtigte Singspiel die Danaiden so wie der Plan eines mit Chören ausgestatteten gefesselten Prometheus waren die Frucht seiner Beschäftigung mit dem altgriechischen Drama; beide zogen ihn nur kurze Zeit an, bloß als Versuche forschenden Nachdenkens, nicht als Ausflüsse aufgeregter Dichterkraft. Verleitete ihn auch im Frühling 1798 eine Aufforderung des eben anwesenden Iffland, an die Vollendung des zweiten Theils der Zauberflöte zu denken, so bedurfte es doch kaum der warnenden Stimme Schillers, ihn davon abzubringen.

Dieser war eben unter Goethes innigstem Antheil mit der Bewältigung seines Wallenstein beschäftigt, der endlich in drei Bühnenstücke sich theilte, die in Zwischenräumen von wenigen Monaten vom 12. Oktober 1798 bis zum folgenden 20. April zur Aufführung gelangten. Goethe, der sich des großartigen Erfolges seines Freundes herzlich freute, lebte der festen Ueberzeugung, dieser werde im raschen Siegeszuge auf der glücklich betretenen Bahn fortschreiten, und mit dem Wallenstein die leidenschaftlich hinreißende Tragödie hohen Styles den Deutschen errungen sein. Erging er sich auch vor und nach der Vollendung der wallensteinschen Trilogie mit Schiller, der sich nach einem neuen Stoffe sehnte, in der Besprechung von mancherlei Planen zu Tragödien, so lag ihm doch nichts ferner

als der Gedanke, selbst an die Ausführung eines solchen zu gehn, für ihn waren es nur theoretische Spekulationen, die auf Schiller anregend wirkten. Ueber die eigentlich tragischen Situationen ward mannigfach verhandelt; Gozzi hatte die Zahl derselben auf sechsunddreißig festgesetzt, Schiller glaubte, es gebe mehr, konnte aber nicht einmal so viele auffinden. In der Maria Stuart hatte letzterer bald einen neuen, seine ganze dichterische Kraft beanspruchenden Stoff gefunden. Anfangs September, wo er bereits mitten im dritten Aufzug stand, mußte er eine kleine Pause eintreten lassen, und bald darauf hemmte die schwere Erkrankung seiner Gattin jede dichterische Thätigkeit. Noch ehe dieses Leiden Schiller traf, hatte Goethe ein paar Wochen sich des täglichen Umganges desselben in Jena von neuem erfreut, wo er auf des Herzogs Wunsch die Uebersetzung von Voltaires Mahomet begann, die zum nächsten Geburtstag der Herzogin, zum 30. Januar, in Weimar aufgeführt werden sollte. Am 9. November kam er wieder auf mehrere Wochen nach Jena, um dort seine Uebersetzung zu vollenden. Hier war es, wo er durch Schiller die Memoiren der Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon-Conti kennen lernte. Am 18. November ging ihm laut seines Tagebuchs der Gedanke an seine hieraus geschöpfte Eugenie auf. „Leben Sie recht wohl, und schicken mir den zweiten Theil der Prinzeß Conti, wenn Sie ihn gelesen haben werden“, schreibt er an diesem Tage an Schiller, den er auf den 19. zu Mittag einladet. Dieser muß sich wegen des übeln Zustandes seiner Gattin entschuldigen, sendet aber das verlangte Buch mit der Bitte um baldige Rückgabe. Am 3. Dezember zieht Schiller mit seiner Gattin nach Weimar, wohin Goethe erst fünf Tage später zurückkehrt. Während dieser Zeit hatte Goethe den Gedanken

verfolgt, das seltsame in jenen Memoiren dargestellte Schicksal dichterisch zu verklären, und es in einer von der schillerschen ganz abweichenden, ihm eigenthümlichen, die Situation weit ausführenden Weise, die aber neben jener sich Geltung verschaffen dürfte, auf die Bühne zu bringen. Hatte Schillers Wallenstein sich nur allmählich, da die mächtige Masse des Stoffes den Dichter drückte, in drei Stücke gesondert, so legte Goethe sein Drama gleich anfangs als vollständige Trilogie an, die ihm einen ruhigen Gang und reichste Entfaltung gestattete. Ehe er nach Jena zurückkehrte, hatte er, am 6. und 7. Dezember, den Plan entworfen und das Schema der beiden ersten Stücke vollendet. In dem Entwurf zu seiner Lebensgeschichte setzt er das „allgemeine Schema" der natürlichen Tochter in das Jahr 1799. Die Annalen berichten unter demselben Jahre, in dem Plane dieses Stückes habe er sich ein Gefäß bereitet, worin er alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen gehofft, und unter dem Jahre 1801 findet sich die Bemerkung, das „ganz ausgeführte Schema" der natürlichen Tochter habe schon seit einigen Jahren unter seinen Papieren gelegen. Ohne Zweifel ist hier das Schema der ganzen Trilogie gemeint, wie wir ja auch unter dem Jahre 1803 lesen, das Schema des Ganzen habe Szene nach Szene vor ihm gelegen. Allein hier, wie so häufig, täuschte Goethe sein Gedächtniß; bloß von den beiden ersten Stücken schrieb er das Schema nieder, und zwar vom zweiten das Szenarium ganz, aber die Angabe des Inhaltes der Szenen nur von den beiden ersten und dem größern Theil des vierten Aufzugs, wie sich dies aus der Mittheilung

von Goethes dramatischem Nachlaß ergibt [1]). Seine Absicht, den Stoff zu behandeln, verheimlichte er jedermann, selbst Schiller, ja er enthielt sich jeder Andeutung, daß er sich mit einem Drama trage; je tiefer ihn die Sache ergriffen hatte, um so mehr widerstrebte ihm jede Aeußerung darüber, wodurch er sich um die frische, rein aus seinem Innern fließende Auffassung und ureigene Darstellung zu bringen und gar, wie ihm mehrfach begegnet, die Lust an der Ausführung zu verlieren fürchtete.

Im folgenden Jahre konnte Goethe die zur Dichtung eines ihn so tief ergreifenden Stoffes nöthige Sammlung und Stimmung nicht gewinuen. Er selbst erzählt uns, daß, als er am Ende desselben zu Jena mit Uebersetzung des Tancred sich bemüht, seine geistreichen dortigen Freunde den Vorwurf hätten laut werden lassen, daß er, statt Eigenes zu versuchen, seine Zeit auf Verpflanzung solcher Stücke verwende, die bei der herrschenden Stimmung nicht wohl Gunst erlangen könnten, wodurch er denn veranlaßt worden, sich seine natürliche Tochter wieder vor die Seele zu rufen. Doch finden wir seine Gedanken vor und nach der grimmigen Krankheit, die ihn gerade im Anfange des neuen Jahrhunderts befiel, nicht sowohl auf diese Dichtung als auf seinen Faust gerichtet. Erst gegen Ende des Jahres, nach der am 9. November erfolgten Rückkehr von Jena, und zwar während der in Schillers Hause herrschen-

---

1) Unmöglich kann Goethe später beabsichtigt haben, die beiden andern Stücke in eines zusammenzuziehen, so daß das mitgetheilte Szenarium dieser spätern Zeit angehörte, wie Viehoff vermuthen zu dürfen glaubt; denn es liegt auf der Hand, daß nach den Mittheilungen über dieses zweite Stück dasselbe noch gar keinen Abschluß brachte.

den, ihn von diesem trennenden Krankheit, scheint er zur natürlichen Tochter zurückgekehrt zu sein, deren ersten Aufzug er am Ende des Jahres vollendete. Wie weit er im folgenden Jahre das Stück führte, wissen wir nicht; denn die Angabe in der Chronologie goethescher Schriften, welche den zweiten Aufzug diesem zuweist, scheint ganz unbegründet. Goethe selbst berichtet in den Annalen unter diesem Jahre, daß er nicht unterlassen, bei allen übrigen Beschäftigungen seinen Liebling Eugenie im Stillen zu hegen; da ihm das Ganze vollkommen gegenwärtig gewesen, so habe er am einzelnen gearbeitet, wie er ging und stand. Wenn er aber daraus die große Ausführlichkeit erklären will, da er sich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt gesammelt, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte, so scheint uns dies wenig gegründet, da dieser charakteristische Zug der Darstellung vielmehr in der ganzen weiten Anlage beruht. In den ersten Tagen des Jahres 1802 mag ihn der Anfang des zweiten Aufzugs der natürlichen Tochter beschäftigt haben; in Jena, wohin er gleich nach der Mitte Januar ging, ließen mancherlei Arbeiten und Abhaltungen ihn zu keiner ruhigen Sammlung gelangen; erst der Spätherbst dürfte ihn zu unserer Dichtung zurückgeführt haben, die er dann während des im Januar ihn ans Haus fesselnden Unwohlseins mit vollstem Eifer fortführte, und er dürfte das Stück in der Mitte Februar beendigt haben; denn bereits am 2. April, vierzehn Tage nach Schillers Braut von Messina, die schon am 31. Januar abgeschlossen worden war, kam es auf der weimarer Bühne zur Aufführung; die Proben hatten ihn diese vierzehn Tage lang beschäftigt. Goethe selbst schreibt gleich nach der ersten Aufführung des Stückes an Frau von Eybenberg, er habe in diesem Win-

ter unter anderm ein etwas sonderbares Stück verfertigt, das gestern gespielt worden. Die Heldin Eugenie, deren sehr bedeutende Rolle die Jagemann trefflich gespielt, sei sehr jung supponirt, und habe er versucht, das weibliche in die Welt aufblickende Wesen von kindlicher, ja kindischer Naivetät an bis zum Heroismus durch hunderterlei Motive hin und wieder zu führen. „Im ganzen nimmt sichs gut aus, im einzelnen kann ihm hie und da nachgeholfen werden, da sichs denn wohl auf unserm Theater erhalten möchte. Ob es auf andern Theatern durchgehn wird, mag sich zeigen." Schiller wurde durch des Freundes dramatische Gabe mächtig überrascht. Die hohe Symbolik, womit Goethe den Stoff behandelt habe, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen sei, fand er wirklich bewundernswerth; diese neue Schöpfung sei ganz Kunst, und doch ergreife sie dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Schillers Gegner streuten freilich aus, er habe zu viel Natur im Stücke gefunden. Die dichterische Vortrefflichkeit des neuen Dramas, das die Aufmerksamkeit so gewaltig gespannt hatte, konnte auch auf der Bühne ihre Wirkung nicht ganz verfehlen, aber man vermißte eine gespannte, bewegte, rasche Handlung und einen entschiedenern Schluß. Von anderer Seite ward die Frage nach der politischen Absicht des Dichters ins Spiel gezogen. Herders Gattin, der man berichtet hatte, das Stück beruhe ganz auf Tochtergefühlen gegen den Vater, schreibt bald nach der ersten Aufführung an Knebel, die natürliche Tochter habe ihr eine reine, hohe, lange nicht genossene Freude bereitet, Goethes guter Genius sei wieder erwacht. „Das Thema des Stücks hat eine große Anlage, menschlich und politisch — nämlich der ewige Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen.

Der Keim und der Gang des Schicksals wird vor uns entwickelt; wie eine Blume entfaltet sich eine Folge nach der andern; Handlungen und Empfindungen sind eins, in vortrefflichen, daraus entspringenden Gesinnungen, Gedanken, ausgesprochen in einer schönen klassischen Sprache, in den schönsten Jamben. Er hat eine neue Manier gewählt, er läßt die Stände ohne Namen handeln. — Das Verhältniß eines verständigen zärtlichen Vaters zu seiner geliebten Tochter ist unvergleichlich dargestellt, seine Liebe und sein Schmerz, als er sie verloren hatte, so rührend wahr!" Es zeige sich am Ende, wie Eugenie nur Stände, nicht Menschen antreffe, der Widerstreit der politischen mit den menschlichen Verhältnissen. Die obern Stände seien sehr würdig gehalten, die andern ganz charakteristisch, alle meisterhaft in das politische Joch gespannt. „Das Publikum und die jenaischen Studenten sind freilich noch zu sehr an den schillerschen Klingklang und Bombast gewöhnt, der ihre Ohren kitzelt; daher hat es den Beifall nicht gefunden, den ihm aber auch nur die Verständigen geben können. — In der fürstlichen Loge wußte man nicht, was daraus zu machen sei; sie hatten den ruhigen Sinn nicht für den Geist und die Simplizität dieses Stücks." Knebels Schwester, die Erzieherin der Prinzessin Karoline, schreibt schon am 5., die rührenden Stellen hätten ihr sehr gefallen, dagegen habe die Toilette der Eugenie etwas Abgeschmacktes. „Viele Leute tadeln viel an dem Stück, und mögen Recht haben; einige schöne Stellen haben mich bestochen. Das ist mir auch nicht ganz recht, daß es kein Ende hat, und man unbefriedigt nach Haus gehn muß." Vierzehn Tage später äußert sie, das Stück stelle schöne, tiefe, menschliche Empfindungen dar, aber das alles drei Stunden lang auf dem Theater zu hören und zu sehn,

dazu seien ihre Nerven zu schwach oder zu stark. Herder konnte das Stück erst bei der zweiten Vorstellung sehn. Einen Monat später kam Goethe mit Herder zufällig in Jena zusammen, wo letzterer „mit Ruhe und Reinheit" das Beste von der natürlichen Tochter zu sagen begann. „Indem er als Kenner entwickelte", berichtet Goethe, „nahm er als Wohlwollender innigen Theil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren Anschauen, so schien ich nun erst diese Produktion recht zu kennen nnd einsichtig selbst zu genießen. Diese innerlichste schöne Freude jedoch sollte mir nicht lange gegönnt sein; denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens augenblicklich, vor dem Verstand vernichtet ward." Ein Versuch, vor dem Drucke das Stück mit Voß zu Jena in sprachlicher Hinsicht durchzugehn, scheiterte an den am ersten Tag gemachten Erfahrungen.

In dem nahen Lauchstädt brachte die weimarische Truppe die natürliche Tochter am 4. Juli zur Aufführung. „Die natürliche Tochter hat vielen Beifall gefunden", schreibt Schiller an den Dichter, „besonders die letzte Hälfte, wie dies auch in Weimar der Fall war. Einige Bemerkungen, die ich bei dieser Gelegenheit gemacht, will ich Ihnen mündlich mittheilen." Er zielt hier besonders auf einige Längen. Zu Berlin wurde das Stück zum erstenmal förmlich ausgepocht, wie Fichte am 20. Juli voll Erbitterung über die Stumpfsinnigkeit der Zuschauer an Schiller meldet; daß dieses „unsterbliche Meisterwerk" sehr langweilig sei und man verteufelt dabei aufpassen müsse, und daß es keine Handlung habe, darüber seien Hof und Stadt einig. Ein berliner Beurtheiler, den man für Iffland selbst hielt, meinte, das Urtheil der Menge müsse man

ehren, so etwas gehöre nicht auf das Theater. Zelter wagte den so ungünstigen Erfolg nicht geradezu dem Dichter zu berichten, er klagte nur, nachdem er der zweimaligen Aufführung gedacht, über die allgemeine Geschmacksfinsterniß und über den Undank der Kunstwelt. Goethe aber forderte ihn auf, nur geradezu und ohne Rückhalt zu schreiben; er habe ohnehin Lust, einige Szenen zu verkürzen, welche selbst bei vortrefflichem Spiel lang scheinen müßten. Zelter meldet, ohne näher auf den Erfolg auf der berliner Bühne einzugehn, Fichte sei mit einer Abkürzung des Stückes nicht einverstanden, da dieses so ganz und rund, daß es durch Abkürzungen nur leiden könne. Merkwürdig ist seine Aeußerung, es seien bei der berliner Aufführung Personen vorgekommen, die er bei der frühern doppelten Lesung des Stückes in der Handschrift (während seiner Anwesenheit zu Weimar im Juni) nicht gefunden, da doch aus einem genauen Berichte über die erste Vorstellung von Friedrich Schulz hervorgeht, daß diese ganz mit der bald darauf im Druck erschienenen Gestalt des Stückes übereinstimmte; nur bei der zweiten Darstellung verdarb man es durch Weglassung der Aebtissin. Den schon von Zelter in Aussicht gestellten genau eingehenden Brief Fichtes an Schiller fand Goethe sehr schön und liebenswürdig. Fichte erklärte das Stück für das höchste Meisterstück des Meisters, für ein so streng geordnetes, in sich selber zusammenhängendes organisches Ganze, daß er es kaum für möglich halte, etwas daraus wegzulassen, und er bewies dieser neuen Schöpfung Goethes vollste Verehrung. Am 22. Oktober wurde die natürliche Tochter zum drittenmal in Berlin gegeben, wo alles in besserer Stimmung zu sein schien; der Beifall des ziemlich gefüllten Hauses war an vielen Stellen lebhaft, Eugenie (Frau Fleck) ward gerufen und mit lautem

und langem Händeklatschen empfangen. Zelter erfreute den Dichter diesmal durch sein entschieden günstiges, trefflich ausgesprochenes Urtheil: „Das Stück möchte ich, außer dem poetischen Werth, eine diplomatische Deduktion von Nothwendigkeit und Schicksal nennen. Es ist ein eigentliches Kunstwerk, ein wahres Konzert, worin sich die Personen oder Stimmen wie Himmelskörper durch einander bewegen, und zu dessen Beurtheilung ein Astrolog erfordert würde, der sich auf die Stimmen der Natur verstände, welche wie die Adern in einem Körper nach bestimmten Gesetzen organisirt sind, aus deren Bahn nichts bei Seite schreiten kann, ohne die Ordnung des Ganzen zu stören. Wenn dies die höchste Gattung des ernsten Drama ist, so hätten die Deutschen also nun schon eins, und wenns dem edlen Dichter gefiele, die folgenden bald nachkommen zu lassen, so hat die dramatische Literatur vor der Hand doch einen Styl, der nicht unversucht bleiben wird.“

Wie ganz anders lautet das Urtheil des gegen Goethe damals arg verstimmten Knebel, dem Herders Gattin in einseitiger Auffassung das Stück als herrliche Darstellung des Kampfes der menschlichen Verhältnisse mit den politischen gepriesen hatte. „Endlich habe ich doch auch Goethes E u g e n i e gelesen“, schreibt er am 12. Oktober an Herders Gattin, „aber, ich darf es wohl sagen, nicht mit sonderlicher Erbauung. Es ist das raffinirteste Werk, so wie es da liegt, von Kunst, Talent und — darf ich das Wort wohl aussprechen? — von Seelenbüberei, das je aus Goethes Feder geflossen. Also sind das die herrlichen Gestalten, die uns das hochheilige Genie zur Erbauung und zum Muster darstellt! Sind das die hohen Wirkungen der Kunst und des Genies, uns das Leben und die Menschheit durchaus zu vergiften und zu verekeln? O wie muß

man im Herzen verdorben sein, ein solches Werk hervorzubringen! Vermuthlich weil es schwer sein möchte, nicht bei irgend einem Individuum eine selbständige, freie Seele zu finden, so nahm Goethe die Stände, und diese sind alle par état und de par le Roi Schurken. Sie mögen es mitnehmen, da ihre Häupter Narren und Schwächlinge sind. So sieht es also in der moralischen Welt aus! Und da ist weiter kein Mittel, wenn man doch fortleben will, als daß man auch ein Bube sei. Hier ist also der Sieg des Verstandes, der Kunst und des Genies!" Muß eine solche völlige Verrückung des Standpunktes des Dichters, der keineswegs ein Musterbild aufstellen, sondern den völligen Zerfall des Staates und der Sitte schildern wollte, woraus Eugenie als Heldin mächtig sich erhebt, auch als unglaublichste Verirrung erscheinen, wie das ganze Urtheil das Thatsächliche blind entstellt, so gingen doch Herder und dessen Gattin bei ihrer tiefen Verbitterung darauf ein. „Wenn Sie die Eugenie in der Vorstellung gesehen hätten", antwortet letztere, „so würden Sie geglaubt haben, der Dichter wollte die Stände, denen er alles gräßlich Herzlose gegeben hat, in ihrer Verworfenheit darstellen. Ihr entgegengesetztes Urtheil lese ich heute mit Staunen, und wenn man die Grundsätze des Dichters kennt, so ists nur allzuwahr, daß er das Stück zu Gunsten der Stände auflösen wird. Welche Hölle haben Sie mir hinter meinem gutmüthigen Wahn geöffnet! Ich habe das Stück noch nicht gelesen und mags fast nicht lesen! — Mein Mann gibt Ihrer Ansicht und Ihrem Gefühle Recht. Aber lassen Sie uns doch die Entwicklung abwarten! Wenn es uns allein wohl wird, da wir die Eugenie in menschlichen Armen in Schutz sehen, so hat der Dichter wider Willen das Wort für die Menschlichkeit reden müs-

sen, wie er das Ganze auch zu Gunsten der Stände angelegt hat. Entwickelt er das Ganze zu Gunsten dieser, so ist er freilich ein Teufel, und sein Talent mag zur Hölle fahren." Knebel erwiedert: „Ihr Urtheil über die Eugenie war, nach der gutmüthigen Art, wie Sie es genommen haben, wohl verständig; aber wie lassen sich die Stände in einem Gedicht dieser Art von der Menschheit trennen? Ueberhaupt finde ich so viele moralische Widersprüche, Inkonsequenzen, Härten und — ich darf wohl sagen Verrücktheiten in diesem Gedicht, daß ich nun fast glaube, daß man auch ein moralisch guter Mensch sein müsse, um ein vorzüglich guter Dichter oder Schriftsteller zu sein. Eugenie ist nicht menschlich gut gerettet, wie Sie zu glauben scheinen; denn der Herr Gerichtsrath sieht sie doch nur als eine Speise an, und die moralische Gouvernantin ist eine Kupplerin. Uebrigens liegt mir durch dieses Stück Goethes fast unerklärlicher Charakter leider klar vor Augen." Knebels leidenschaftlichste Verblendung[1]) findet bei Herders Gattin eine bereite Stätte. Ihr Urtheil über Goethe kommt ihr jetzt gerade so vor, als wenn das Lamm am Bache dem Wolf, der es fressen wolle, eine Lobrede halte, und sie klagt über Goethes „Wolfsnatur". Goethe vernahm freilich von diesen Verkehrtheiten so wenig als vom Spotte Friedrich Schlegels, des Dichters des Alarcos, dessen er sich mehr als billig angenommen. Dieser, der sich das Stück gleich kommen ließ, konnte sich nicht lustig genug darüber machen, und fand großen Spaß daran,

---

1) Er warf später dem Stücke auch Mangel an feinem Geschmack vor, den man mehr aus dem Umgang mit der Welt, als aus der Betrachtung nehme, und der, wie Frau von Staël richtig bemerke, den Deutschen meist abgehe.

einzelne Verse daraus spottend herzusagen. War ihm ja Tiecks Genoveva das Höchste der neuern Dichtung. Den wunderlichen Bemerkungen der Frau von Staël aber konnte sich Goethe nicht entziehen, die bei ihrer Anwesenheit in Weimar eine Darstellung des Stückes erzwang und sich nicht allein dahin äußerte, man würde in Paris nicht den ersten Aufzug ausgehalten haben, sondern auch damit etwas gesagt zu haben meinte, daß sie bemerkte, die Memoiren der Conti würden in Paris nicht geschätzt und die Heldin derselben in der guten Gesellschaft nicht geachtet.

Die kalte, unverständige Aufnahme des ersten Theiles [1]) konnte Goethe zur Fortsetzung nicht ermuntern, obgleich es an Aufforderungen, und zwar an sehr triftigen, nicht fehlte. Der Verleger Cotta erkundigte sich angelegentlichst nach der Fortsetzung. „Möchte ich ihm etwas Hoffnung geben können!“ schreibt Schiller am 25. Januar 1804. An Zelter erwiedert Goethe auf wiederholte Anmahnungen den 8. August: „Leider steht es mit der Fortsetzung der natürlichen Tochter noch im weiten Felde, ja ich bin sogar manchmal versucht, den ersten Theil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören, und aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen. Freilich würden die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt sind, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen.“ Zelter räth ihm von einer solchen Umschmelzung ernstlich ab. Die Breite der Ausführung der Charaktere, ohne den fernsten Anklang einer Geschwätzigkeit,

1) Er ward in Jena gedruckt und erschien als Taschenbuch auf das Jahr 1804 im Anfang des Oktobers 1803. Zwei Nachdrücke traten sofort hervor, mit Weglassung der Bezeichnung als Taschenbuch.

habe seine größte Bewunderung erweckt, und selbst dem weitern Kreise, welcher sich jetzt mit der größten Mühe in diese feinen, edlen Charaktere eingearbeitet und solche stillschweigend in sich aufgenommen, müsse die Fortsetzung und Entwicklung solcher Charaktere, aus welchen zusammen eine große Begebenheit hervorgehe, als eine verdiente Belohnung erscheinen. „Sie haben ein großes Maß angelegt, um ein großes Feld zu bestellen, das seinen Mann verlangt; Sie haben sich etwas aufgelegt, das Sie lösen werden.“ Noch im folgenden Jahre, bald nach Schillers Tod, dringt Zelter in den Dichter, die Trilogie ja zu vollenden. „Ich bin mit Ihrem Werke, wie es da ist, vollkommen zufrieden; ich würde es sein, wenn nur ein Akt davon vorhanden wäre. Meine Begierde nach der Folge ist ganz unendlich, und hat allen dermaligen theatralischen Zwecken so den Abschied gegeben, daß ich auf dem Theater, das, wenn Gott wollte, gar nicht sein müßte, nichts lieber sehe als was die Leute eben treiben und worin sie sich gefallen.“ Hatte schon vor Schillers Scheiden die Theilnahmlosigkeit und der Mangel an Verständniß, verbunden mit der Scheu, sich an die im zweiten Theil bevorstehende Schilderung des Kampfes der politischen Parteiungen und Wirrungen zu wagen, den Gedanken an eine Fortsetzung schwer aufkommen lassen, so war dieser jetzt völlig geschwunden. Freilich gedenkt Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1803 der freundlichen Aufnahme, deren sein Stück von vielen Seiten sich zu erfreuen gehabt, wovon er die wohlthätigsten Zeugnisse gesammelt habe, aber im allgemeinen empfing man die natürliche Tochter wenn nicht mit ganz ungünstiger, doch gemischter Stimmung, und selbst die, welche freundlichen Antheil nahmen, fielen ihm oft durch den Versuch lästig, den weitern Fortgang der Handlung

zu errathen. „Man empfand, man dachte, man folgerte, was ich nur wünschen konnte", schreibt er selbst, „allein ich hatte den großen, unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten, geprüften Aberglauben begangen wurde. — Indessen wars geschehen, und die geliebten Szenen der Folge besuchten mich nur manchmal, wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen." Aber kaum eine oder die andere Szene dürfte mit solcher Lebendigkeit ihm vorgeschwebt haben, und nach Schillers Ableben war gar nicht mehr daran zu denken.

Fast zehn Jahre nach der Vollendung des ersten Theils, an Wielands Begräbnißtag, den 25. Januar 1813, besuchte Falk den durch den Verlust des alten langjährigen Freundes angegriffenen Goethe, dessen natürliche Tochter man am vorigen Abend in einem geselligen Kreise gelesen hatte. Auf Falks Frage, ob die Fortsetzung bald zu erwarten sei, erwiederte Goethe, wenn Falks Bericht anders für treu gelten darf: „Ich wüßte in der That nicht, wo die äußern Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung derselben herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen, auf Schillers Zureden [1]) von meinem alten Grundsatze abgegangen zu sein. Dadurch, daß ich die bloße Exposition dieses Gedichtes habe drucken lassen — denn für mehr kann ich das selbst nicht ansprechen, was im Publikum

---

1) Das ist jedenfalls irrig. Goethe hatte seine Beschäftigung mit dem Stoffe Schiller ganz verheimlicht, er hatte das Stück zur Aufführung bestimmt, und freute sich Schiller mit einem fertigen Bühnenstück zu überraschen, dessen Aufführnng dieser nicht erst zu erbitten brauchte; rasch wurde es eingeübt und gespielt.

davon vorhanden ist — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam im voraus hinweggenommen. Die verkehrten Urtheile, die ich auf diesem Wege erfahren konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin selber so völlig von dieser Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerstören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf ungeschickte Art fortsetzt." Falk suchte Goethes Mißmuth durch die Anführung des günstigen Urtheils von Herder zu mildern; dieser habe in einem Gespräche mit ihm das Stück die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen nachdenkenden Geistes genannt, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig. „Wenn dem so ist", fiel Goethe ihm ins Wort, „so laßt mich das Obengesagte wiederholen: Wo sollen wir die Zeitumstände zur Fortsetzung eines solchen Gedichtes hernehmen? Was jener geheimnißvolle Schrank verberge[1]), was ich mit dem ganzen Gedichte, was ich mit dem Zurücktreten der Fürstentochter in den Privatstand bezweckte, darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlassen: der Torso selbst und die Zeit, wenn der finstere Parteigeist, der sie nach tausend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung gestattet, mag für uns antworten!" Falk erwiederte, gerade von diesen Punkten aus habe Herder eine sinnreiche Fortsetzung und Entwicklung des allerdings mehr epischen als dramatischen Stoffs

---

1) Die Andeutung, daß in diesem Schranke außer dem Sonette Eugeniens auch noch etwas anderes von Bedeutung sich finde, möchte kaum Goethe angehören.

erwartet. Die Stelle, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmuck spiele, indeß ein ungeheures Schicksal schon dicht hinter ihr stehe, habe er sehr anmuthig mit einem Gedicht der griechischen Anthologie verglichen, wo ein Kind unter einem schroff herabhängenden, jeden Augenblick den Einsturz drohenden Felsen ruhig schlafe. Aber der Silberbleistift von Goethe sei im ganzen für das heutige Publicum zu zart, die Striche, die er ziehe, zu fein, zu unkenntlich, ja man möchte sagen fast zu ätherisch[1]), daß das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge sie deßhalb zu keinem Charakterbilde zusammenfassen könne; die Gegenwart sei um richtige Charakterzeichnung ganz unbekümmert und wolle durchaus mit einem reich ergiebigen Farbenquast bedient sein. Herder habe nichts angelegentlicher gewünscht als die Vollendung des Werkes, das er wegen seiner Einfalt und Zartheit und der „Perlenebne" des Ausdruckes mit keinem jener Produkte vertauschen möchte (er deutete auf Schiller), die, in Farben schwimmend, die Ungewißheit ihrer Umrisse nur allzuoft durch ein glänzendes Kolorit verbärgen." Goethe äußerte darauf, er wünschte selbst, Herders Wunsch sei damals in Erfüllung gegangen, schloß aber mit den bittern Worten: „Nun ist es für uns beide zu spät; ich werde dieses Gedicht so wenig vollenden als es Herder jemals lesen wird." Dabei gedachte er wohl des bösen Trumpfes, den Herder ein halbes Jahr vor seinem Tode auf das schöne Lob des Stückes gesetzt.

Jeder ernstliche Gedanke an eine Fortsetzung war auf immer aufgegeben; denn wenn Goethe im Jahre 1823 äußert (B. 40, 446 f.), der Eindruck der französischen Revolution habe so tief bei ihm gewurzelt, daß er noch immer an jene denke, dieses

1) Daher schreiben sich die „Silberstiftzüge" des Alters (?), welche Gervinus in der natürlichen Tochter findet.

wunderbare Erzeugniß in Gedanken ausbilde, ohne den Muth zu haben, sich im einzelnen der Ausführung zu widmen, so ist darauf gar wenig Gewicht zu legen. Als Zelter nach Goethes letztem Geburtstag den Wunsch äußerte, noch den Faust und die natürliche Tochter vollendet zu sehn, bemerkte der Dichter, an diese dürfe er gar nicht denken; denn wie wollte er sich das Ungeheure wieder ins Gedächtniß rufen, das da gerade bevorstehe? Der Darstellung der sich bekämpfenden politischen Parteien, des Umsturzes und der endlichen Herstellung fühlte er sich nicht mehr gewachsen, ja der Gegenstand schreckte ihn jetzt um so mehr ab, je näher ihm der neue Umsturz lag, dessen Folgen die Welt noch nicht überwunden hatte. Von der Bühne war das erste Stück der Trilogie längst geschwunden und auch die Kunstrichter wollten es nicht gelten lassen, denen gleich von Anfang an, wenn sie auch seiner achtungsvoll um des Dichters willen gedachten, doch kein frisches Herzblut in der Dichtung zu fließen schien und die eigentliche Bedeutung derselben ganz entging. Wir gedenken hier nur der drei Beurtheilungen in der hallischen, leipziger und jenaischen Litteraturzeitung. Die erste eröffnete ihren ersten Jahrgang mit einer ausführlichen Anzeige von der Hand Hubers, des ehemaligen Freundes von Schiller und Körner, welche auch Hubers Wittwe später in seine Werke aufnahm, während die von Goethe im Leben erhaltene jenaische erst neun Monate später eine Beurtheilung brachte. Im leipziger Berichte ward die natürliche Tochter als neuer Beweis betrachtet, daß die deutsche Dichtung an Ueberbildung erkrankt sei. „Wir empfanden mitunter“, heißt es hier, „die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs und Königs in diesem Drama dachten.“ Und dieses Wort marmorglatt

und marmorkalt wurde das Medusenhaupt, welches man von da ab immerfort der goetheschen Dichtung entgegenhielt. Erst W. E. Weber versuchte in seinen im Jahre 1831 erschienenen Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller, deren Widmung A. W. von Schlegel annahm, das Vorurtheil gegen die natürliche Tochter, welches so feste Wurzeln geschlagen, durch Nachweisung des tiefen Gehaltes und der trefflichen Zeichnung der Charaktere zu zerstören, leider nicht mit besonderm Glück. Später trat auch Rosenkranz für das Stück ein, der aber, wenn er auch den Vorwurf der Leb- und Gefühllosigkeit zurückwies, doch die handelnden Personen zu ideal gehalten fand. Als die Achsen des Stückes betrachtet er in politischer Beziehung das Königthum und die Aristokratie gegenüber den unveräußerlichen Rechten des Menschen, in sozialer Beziehung das Eigenthum und die Ehe, aber den eigentlichen Einheitspunkt, der nur in Eugenien liegt, hat er durchaus nicht gefaßt, und die Handlung selbst verkannt, wenn er die Kinderlosigkeit des unvermählten Königs unter den Gründen nennt, welche dem Bruder Eugeniens die Vernichtung derselben vor der Welt geboten, und sogar eine Liebesneigung Eugeniens zum ledigen Könige voraussetzt, da doch der Dichter nicht allein keine Andeutung der Ehelosigkeit des Königs gibt, sondern diesen sich seiner Kinder herzlich freuen, „vollkommener Vaterfreuden Hochgenuß" empfinden läßt (S. 231). Schubarth stellt das Gedicht ganz auf den Kopf, wenn er in ihm eine Art Apologie der mittlern Stände sieht, da Eugenie gewahr werde, daß hier „zwar ohne den blendenden Schein und Schimmer einer majestätischen Repräsentation, gleichwohl das Höchste und Edelste, was Gefühl, Geschmack und Sitte dem Menschen gewähren könne, angetroffen werde." Ebenso irre geht Hille-

brand, wenn er behauptet, Eugenie lade die Schwere des Geschicks dadurch auf sich, daß sie sich dem Gebote der Dinge nicht fügen wolle, und sie gehe auch desjenigen Glückes im wesentlichen verlustig, das ihr auf dem Wege des Unglücks selbst freundlich begegne. Lerne man doch zunächst besser lesen! Auch Schwenk u. a. tasten am Drama nur herum, ohne den eigentlichen Entschluß, zu welchem Eugenie sich ermannt, den Kernpunkt des ganzen Stückes zu erfassen, daß die fürstliche Jungfrau sich der Rettung des dem Sturze nahen Vaterlandes zu widmen Muth und Kraft fühlt. Gödeke hat freilich Recht, daß Goethe zu menschlich fühlte, als daß er die „gesellschaftlichen Härten" hätte vertheidigen sollen, aber worauf denn das Ganze hinausgehe, davon hat er keine Ahnung, sondern hüllt seinen Mangel an jeder Einsicht in die nichtssagende Aeußerung, Goethe mache das Schicksal der Unglücklichen, deren Schuld für sie keine Schuld gewesen, zum Angel der Handlung, beschenkt uns aber dafür in seiner leichtfertigen Weise mit der ganz neuen Thatsache, bereits im Jahre 1802 sei das Stück „in aller Stille fertig geworden". So liefert denn auch die natürliche Tochter ein neues Beispiel, wie wenig die Deutschen sich ernstlich bemühen, in die großen Meisterwerke unserer Dichtung einzudringen: leichtfertiges Absprechen und oberflächliche Betrachtung oder phantastische Einbildung statt gründlicher Einsicht und reiner Würdigung.

II. Der Stoff und dessen dramatische Gestaltung.

Im zweiten Frühlingsmonat (Floréal) des Jahres 1798 erschienen zu Paris bei der Verfasserin (rue Cassette 914), mit der eigenhändigen Unterschrift derselben die Mémoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon-Conti, écrits par elle même, welche die Zeitschrift Frankreich sofort im Juni- bis Decemberhefte im Auszuge brachte, mit der Bemerkung, daß bis dahin die Richtigkeit der urkundlich belegten wunderbaren Geschichte von keiner Seite bestritten worden. Von der Verfasserin ist nichts Sicheres bekannt; denn die Nachricht Webers, seit der Herstellung der Bourbonen habe sie zu Orléans, bis zu ihrem am 29. März 1825 erfolgten Tode, in einem halb blödsinnigen Zustande gelebt und sich ein besonderes Geschäft daraus gemacht, bei der Durchreise von Mitgliedern der königlichen Familie denselben als Verwandte ihre Aufwartung zu machen, entbehrt näherer Begründung. Wenn man neuerdings meist auf Schlegels Zeugniß eine in Deutschland längere Zeit weilende französische Auswanderin, Namens Guachet, für die Verfasserin gehalten[1]), so beruht diese Annahme auf einem Irrthum; denn die Verfasserin lebte noch im Frühjahr 1798, wo sie ihre Me-

1) Vgl. Varnhagen v. Ense Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften VI, 24 ff. Helmine von Chézy im Freihafen III, 4, 71 ff. jetzt in den Denkwürdigkeiten, Th. Körners Brief an seinen Vater vom 15. Januar 1802.

moiren abschloß und drucken ließ, in Paris, während jene Madame Guachet viel früher nach Deutschland kam und erst am Anfange des folgenden Jahrhunderts nach Frankreich zurückkehrte. Sie scheint zuerst nach Frankfurt gegangen zu sein; denn Frau von la Roche zu Offenbach ward, wie von andern Auswanderern, so auch von dieser schönen und anziehenden Frau oft besucht, die sich für eine französische Prinzessin ausgab. Von dort besuchte sie Weimar; wenigstens berichtet Schlegel, sie habe ihm später in Paris erzählt, sie sei auf ihren Irrfahrten auch nach Weimar gekommen, wo sie ihre Kenntniß der technischen Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen, das aber ohne Genehmigung und Unterstützung des Herzogs nicht zu Stande kommen konnte; dessen Günstling und Rathgeber (Goethe) habe jedoch die Sache für eine Schwindelei gehalten, ihr Gesuch sei abgeschlagen und selbst der längere Aufenthalt in Weimar ihr nicht gestattet worden[1]). Varnhagen fügt hinzu, der unerwartete Zusammenhang habe Goethe, als er ihm lange nachher zufällig eröffnet worden, in tiefster Seele ergriffen, schweigend sei er darauf mehrmals im Zimmer auf und niedergegangen und habe endlich mit einer Art gewaltsamen Entschlusses plötzlich das Gespräch auf einen andern Gegenstand gebracht. Daß die Sache sich wirklich so verhalte, konnte Goethe, dem das Nähere längst aus dem Gedächtniß entschwunden war,

---

1) Helmine von Chézy, welche die Prinzessin Adelaide Louise Charlotte nennt und sie für dieselbe Person mit der von Fr. Schlegel und dessen Gattin gekannten Frau Guachet hält, berichtet nach der Erzählung dieser beiden, welche sich auf deren eigene Aussage gründet, Goethe habe sie gut gekannt; auf dem Lande unweit Weimar (in Oberweimar?) habe sie unter fremdem Namen gewohnt, wenn sie sich recht erinnere, an der Seite des unbedeutenden Mannes, den sie habe heirathen müssen.

nicht wohl bezweifeln; möglich ist es, daß er sich wirklich jener Person erinnerte, obgleich dies aus dem Berichte sich keineswegs ergibt. In Berlin war Madame Guachet an einige Personen empfohlen, die zur höhern Gesellschaft gehörten. Aus den Erinnerungen und Briefschaften von Rahel, welche sie durch Fräulein von Schuckmann kennen lernte, hat Varnhagen folgende Nachrichten entlehnt. „Auf den ersten Blick nahm sie durch ausgezeichnete Schönheit für sich ein, ihr Betragen verrieth vornehme Bildung, sie besaß die mannigfachsten Talente und Kenntnisse, welche einen sorgfältigen und reichen Unterricht voraussetzten. Sie mußte schon weit über dreißig Jahre alt sein, hatte jedoch eine jugendliche Zartheit beibehalten, die ihr im Gegensatze mit einer fast männlichen Stärke und Gewandtheit, die sich bisweilen nicht verhehlten, einen ungemeinen Reiz gab. Sie machte die feinsten Handarbeiten, künstliche Bildwerke von Thon oder Teig, die schönsten Blumen, zeichnete und malte, übte Musik und wußte ihre Dichter mit bewunderungswürdigem Ausdruck vorzulesen. Aber sie verstand auch mit Pferden umzugehn, zu reiten, zu fahren, ja sogar zum Hufbeschlag und Wagenschmieren bekannte sie ihre zarten Hände nicht ungeübt! Im Stierfechten und im Pistolenschießen war sie bereit, es mit jedem Manne aufzunehmen![1]) — Sie sei aus dem Hause Bourbon, vertraute sie der Freundin, dem Makel unehelicher

---

1) Hierzu stimmt der Bericht von Helmine von Chézy: „Schlegels sprachen oft mit Liebe von ihr, priesen die Gestalt, den glücklichen Blick, die edle Freimüthigkeit und angestammte Huldigkeit und Großmuth Eugeniens (?). Goethe, sagten sie, habe sie recht treu aufgefaßt (?), obgleich die Dichtung matt und welk sei. Die Körperkraft, der hohe Muth beim Reiten und Jagen, die Einsicht, Rüstigkeit und Freudigkeit der Prinzessin bei Bestellung ihres Eigenthums wurde nicht vergessen."

Geburt sei sie durch königlichen Machtspruch enthoben worden, aber ein feindliches Familienverhältniß habe diesen Vortheil ihr zu entreißen gewußt, bis die Revolution gekommen und allen zum Verderben geworden sei; ihr Vater, dessen Liebling sie gewesen, habe ihr diese sonderbare Erziehung geben lassen, sie habe alles lernen müssen, was ein Mädchen, und alles, was ein Knabe wissen solle, die besten Lehrer in allen Fächern seien ihr gehalten worden, unter andern rühmte sie sich, Jean Jacques Rousseaus Unterricht genossen zu haben." Obgleich in ihren Gesichtszügen sich eine auffallende Aehnlichkeit mit den Bourbons zeigte und sich kein Grund gegen die Richtigkeit ihrer Angaben herausstellte, so behielt doch der Zweifel die Oberhand. Von Berlin wollte sie nach Rußland, wo sie günstige Aussichten sich geöffnet glaubte." Wir finden sie in den Jahren 1800 und 1801 wieder bei ihrer Freundin Fräulein von Schuckmann, mit der sie in Mecklenburg und Holstein längere Zeit engverbunden lebte. Auf diese Freundin wirkte sie mit großer Anziehungskraft, sie hatte sich deren Herz und Sinn völlig angeeignet. Die Ungleichheit selbst, in welcher sie bald als heroische Gebieterin befahl, bald als liebendes Kind sich anschmiegte, erhöhte den Reiz ihres Wesens, das in allem Abenteuerlichen und Geringern, wozu ihre Lage sie nöthigen konnte, immer etwas von ursprünglicher Hoheit behielt." Unter Napoleons Konsulat verlangte sie heftig nach Paris zurück. Fräulein von Schuckmann wollte sie dorthin begleiten, fand sich aber zu Mainz zur Rückreise veranlaßt, da das Verhältniß je länger, um so bedenklicher und unbefriedigender wurde. In Paris, wo ihre Hoffnungen sich nicht verwirklichten, lernte sie Schlegel und dessen Gattin kennen. Im Februar 1804 wurde sie aus Paris verwiesen; sie begab sich nach Mainz, erhielt dann die Erlaubniß, im nahen Laubenheim unter Aufsicht der Polizei zu

wohnen, wo sie ein kleines Jahrgehalt von der Regierung bezog. Sie gab sich später für die Gattin eines andern Auswanderers aus, mit welchem sie des Vermögens wegen in einen Rechtsstreit verwickelt wurde, der zu ihrem Nachtheil entschieden ward. In Frankfurt verband sie sich mit einer ihr schon in Mainz befreundeten Schweizerin, begab sich nach Rußland und gründete dort mit ihrer Freundin eine Erziehungsanstalt. Ueber ihr Ende konnte Varnhagen nichts vernehmen[1]).

Ist es unzweifelhaft, daß diese Madame Guachet unmöglich mit der Verfasserin der Memoiren dieselbe Person sein kann, wozu sie sich auch wohl nie bekannt hat, so bliebe es doch denkbar, daß diese die wirklichen Lebensverhältnisse jener benutzt hätte; allein Madame Guachet scheint im einzelnen von den hier beschriebenen Vorgängen nichts gewußt, ja nicht einmal sich bestimmt als eine Tochter des Prinzen Conti ausgegeben zu haben. Die Verfasserin der Memoiren selbst möchte eben so wenig aus dem Blute der Conti stammen, ihre vorgebliche Geburt ein leeres Märchen sein. Nach glaubwürdigem gleichzeitigem Berichte[2]) hinterließ Prinz Louis-François de Bourbon-Conti bei seinem am 2. August 1776 erfolgten Tode außer seinem ehelichen Sohne, dem Grafen von Marche, mit welchem er sich kurz vorher ausgesöhnt hatte, zwei Töchter von einer Frau von Ailly, welche mit seltener Treue und Liebe ihn bis zu seinem Ende pflegte, und der Sohn billigte die zu ihren Gunsten vom Vater getroffenen Bestimmungen. Ein anderes natürliches Kind empfahl er dessen Sorge, da er nichts darüber bisher habe verfügen

1) Helmina von Chézy wollte schon in Paris von Dorothea Schlegel vernommen haben, sie sei in Mainz ums Leben gekommen.

2) Schlözers Briefwechsel I, 371 f.

können. Dieses Kind war wohl jene Stephanie Louise, die am 30. Juni 1756 geboren worden sein soll, während die Memoiren sie mehr als sechs Jahre jünger machen[1]). Man wußte von ihrem sonderbaren Verschwinden, wodurch denn sowohl jene Madame Guachet als auch die Verfasserin der Memoiren zu ihren Erdichtungen veranlaßt worden sein könnten. In den Memoiren selbst kommt eine niedere Frauensperson vor, eine Schneiderin, die sich den Namen Stephanie Louise von Bourbon-Conti angemaßt hat. Von einer andern, die vor der Rückkehr der Bourbonen still und friedlich unter dem Namen einer Prinzessin Bourbon-Conti in Rouen, wie sie glaube[2]), gelebt, erhielt Helmina von Chézy durch eine Freundin Kenntniß, welche sie selbst gesehen. Die Verfasserin trat mit ihren Memoiren erst auf, als man ihren angeblichen Bruder nach Spanien gebracht hatte, wo er starb. Die Glaubwürdigkeit jener Memoiren und ihrer Urkunden zu untersuchen, mochte damals kaum irgend jemand anziehen; auch fesselten sie nur sehr kurze Zeit die Aufmerksamkeit. In unterrichteten Kreisen wird man das Ganze als einen Roman betrachtet haben; die vornehme Gesellschaft achtete weder die Verfasserin noch das Buch, wie Goethe von Frau von Staël erfuhr.

Versuchen wir die Hauptzüge der Erzählung, wie sie Goethe aus den Memoiren entgegentrat, in möglichster Kürze darzustellen. Nach dem Tode seiner im Wochenbette verstorbenen Gattin, der Tochter des Regenten, Louise Diane von Orléans, entbrannte

---

1) Steht jene Angabe des Geburtstages fest, so würde sich schon hieraus die Unächtheit der Memoiren ergeben.

2) Da Helmine von Chézy sich des Ortes nicht mehr genau erinnerte, so könnte man an jene vorgebliche Prinzessin in Orléans denken, deren Erwähnung wir bei Weber fanden.

Prinz Conti in leidenschaftlichster Liebe zu der ungemein schönen und reichen Herzogin von Mazarin, die am Hofe allgemein unter dem Namen der schönen Herzogin bekannt war. Die Frucht dieser Verbindung war ein am Ende des Jahres 1762 geborenes Mädchen, dessen Anerkennung Ludwig XV. schon damals versprach, und er gestattete den Eltern, sie mit anagrammatischer Verschlingung der beiden Familiennamen als Gräfin von Mont-Cair-Zain zu erziehen. Auch erhielt der Prinz vom König für sie die Erlaubniß, wie seine Mutter, das blaue Band zu tragen, das sie nach des Vaters Wunsch nie ablegen sollte. Die Mutter suchte das Geheimniß dem spähenden Blicke des Hofes und der Stadt mit ängstlicher Sorgfalt zu entziehen. Der Vater ließ sich durch ihre Thränen zur Nachgiebigkeit bewegen und erhielt so dem Kinde die Liebe und Sorgfalt der Mutter. Da der Wohlstand nicht gestattete, es in seinem Palast, im sogenannten Tempel, erziehen zu lassen, so übergab er es einer Frau, die sich Delorme nannte, mit ihrem Familiennamen Marie Claudine Grillet hieß und an einen Hausirer Claude Martin zu Lyon verheirathet gewesen war. Diese wußte in seiner Gegenwart solche unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit dem Kinde zu bezeigen, daß sie des Vaters höchstes Zutrauen sich erwarb, der sie jede Woche mehreremal besuchte und seiner Tochter die innigste Zärtlichkeit bezeigte, während die Mutter nur selten kam, aus Furcht, ihr Geheimniß zu verrathen. Der Prinz brachte das Kind, sobald es nur seinen Namen aussprechen konnte, oft im Wagen in seinen reichgeschmückten Palast, wo die Großen und die Gelehrten, welche seine Nähe suchten, sich an ihm ergetzten. Unter diesen befand sich Jean Jacques Rousseau, der im Tempel eine Zuflucht fand, als er seines Emile wegen verfolgt wurde, und diesen nicht eher verließ, bis er des Prinzen Schloß

bei Trye bezog, das diesem Freunde der Natur besser gefiel. Der Prinz bestimmte den Verfasser des Emile, seine Tochter zu unterrichten, und die Erzählerin der Memoiren weiß uns viel zu berichten, wie er nicht nur ihren Geist und ihr Herz zu entwickeln, sondern auch ihren Körper abzuhärten und sie an Entbehrungen zu gewöhnen gesucht habe. Um den Eifer der Tochter zu steigern, ließ der Prinz einen Knaben ihres Alters, der als Husar gekleidet war, mit ihr erziehen. „Zusammen lernten wir fechten, reiten, voltigiren, die Violine spielen, die Clarinette und Flöte blasen, schreiben, zeichnen, die Grammatik, Mathematik u. s. w.“ Noch mehrere Kinder gleichen Alters wurden vom Prinzen ausgewählt und zu kriegerischen Uebungen, bei denen seine Tochter den Befehl führte, mit genauester Beobachtung der soldatischen Gewohnheiten angeleitet. Die Verfasserin erzählt manches von Rousseaus Unterricht, der sich sogar bis zum Chinesischen erstreckte, und sie stellt die Sache so dar, als ob dieser ununterbrochen ihre Erziehung und ihren Unterricht geleitet, was mit unsern sonstigen Nachrichten über seine Lebensverhältnisse sich nicht reimen läßt, so daß die ruhmredige Erdichtung hier klar zu Tage liegt[1]). Auch von den Besuchen ihrer Mutter, den Zusammenkünften mit ihr am dritten Orte, besonders zu l'Isle Adam und Chilly, und ihren Versuchen, die tollkühne

---

1) Im Tempel hielt sich Rousseau noch keine vierzehn Tage auf, im Dezember 1765, zu Trye vom Juni 1767 bis 1768; 1770 kehrt er nach Paris zurück, wo er seine alte Wohnung bezieht und sich von Notenschreiben ernährt. In welche Zeit könnte denn wohl jener Unterricht Rousseaus zu Paris fallen? Auch findet sich gar keine Erwähnung der jungen Gräfin in Rousseaus Briefen und sonstigen Werken. Zur Zeit ihrer Geburt war Rousseau in der Schweiz und kehrte erst drei Jahre später nach Paris zurück.

Dreistigkeit des wie ein Knabe erzogenen Mädchens in Schranken zu halten, weiß sie viel zu berichten. Nur der kleine Husar und Frau Delorme sollten von dem Geheimniß wissen, daß die Herzogin die Mutter der jungen Gräfin sei, obgleich die Sache allgemein bekannt, nur ein „Komödiengeheimniß" war.

Die Verfasserin sucht nun ihre nähere Verbindung mit dem Hofe einzuleiten. Schon früher hatte sie erwähnt, daß ihr Vater oft den Prinzen von Soubise, den Herzog von Orléans und dessen Sohn, den Herzog von Chartres, der später als Egalité in der Revolution seine Rolle spielte, sowie andere Herren vom Hofe als Zuschauer zu ihren kriegerischen Uebungen mitgebracht. „Ich ging oft nach dem Tempel", berichtet sie jetzt, „und mein Vater erkannte mich dort offen als seine Tochter an. Unter diesem Namen stellte er mich dem alten Herzog von Orléans vor, der mir gestattete, ihn Oheim zu nennen und mich immer seine kleine Nichte hieß. Mit meinem Vater stand er auf vertrautestem Fuße; ihre politischen Ansichten und ihr gemeinsames Mißgeschick hatten sie fest miteinander verbunden; sie trösteten sich gemeinschaftlich über das Elend des Staates und ihr häusliches Unglück. In ihre Unterhaltung über Staatsangelegenheiten mischte ich mich nie ein; wenn sie aber über ihre Kinder sprachen, über den Kummer klagten, den diese ihnen verursachten, dann konnte ich nicht länger schweigen." Für ihren Bruder, den Grafen von Marche, unterließ sie nie beim Vater zu sprechen, wozu die Delorme und Rousseau sie immer antrieben. Der Vater sah es gern, wenn sie so eifrig ihren Bruder vertheidigte. „Wie glücklich würde ich sein", bemerkte er seufzend, nachdem er sie umarmt, „wenn er mich so wie du liebte! Deine Liebe zu ihm macht ihn nur noch schuldiger." Daß der Bruder sie hasse, konnte sie nur für einen ungerechten Verdacht

ihres Vater halten. Ausführlich berichtet sie, wie sie dem Herzog von Chartres einst Verzeihung für ein schweres Vergehen erfleht habe. Ganz Versailles, bemerkt sie, habe am andern Morgen davon gesprochen, und der eben anwesende König von Dänemark die kleine Vermittlerin (sie war damals sieben Jahre alt) aufgesucht und ihr kostbare Geschenke gemacht.

„Eines Tages sagte mir mein Vater, er stehe im Begriff, dasjenige für mich zu thun, was wenige Väter seines Ranges für ihre natürlichen Kinder unternommen, er wolle den König bitten, mich als seine Tochter anzuerkennen, und sei es nun meine Pflicht, seine Bitten durch meine Klugheit, Vorsicht und Ausbildung meiner Talente, wovon er den König bisweilen unterhielt, zu rechtfertigen. Damit meine Augen aber sich an den höhern Rang gewöhnen möchten, wozu er mich zu erheben gedachte, wollte er mich den Hof kennen lehren, indem er mich daselbst einführe. Er zeigte mir an, daß ich mit ihm nach Versailles zur Hochzeit des Dauphins reisen solle, daß er mich auch nach Fontainebleau bringen wolle, und ich dann anerkannt und förmlich vorgestellt werde; nachher solle ich die Ehre des Louvre, den Rang und den Stand einer Prinzessin von Geblüt erhalten." Als Lohn ihrer Klugheit und ihres verständigen Betragens ward ihr ein kleines, wohl zugerittenes, reich gezäumtes Pferd versprochen, worauf sie in Fontainebleau zur Jagd reiten könne. Die junge Gräfin war unvorsichtig genug, das ihr bevorstehende Glück aller Welt zu erzählen. Vergebens suchte die Herzogin den Prinzen von diesem Entschluß abzubringen. Am 10. Mai fuhr sie mit ihrem Vater nach Versailles, wo fünf Tage später die glänzenden Vermählungsfeste begannen. „Meine Augen konnten sich an den Wunderdingen, an der Pracht nicht satt sehn. Allenthalben hatte ich einen der ersten Plätze. — Mein

Vater zeigte mich mit Wohlgefallen und Stolz den angesehensten Personen des Hofes und vorzüglich Ludwig XV., der mit einem huldreichen Lächeln meine Kinderpossen erwiederte.“ Da die Delorme ihrem sehnlichen Verlangen, sich der Gemahlin des Dauphins vorzustellen, auf das entschiedenste sich widersetzen mußte, so ruhte die junge Gräfin nicht, bis sie eine passende Gelegenheit dazu glücklich erhaschte. So wurde sie derselben als natürliche Tochter des Prinzen Conti bekannt, wovon die Vorstellung beim Dauphin die natürliche Folge war.

Nach Beendigung der Feste kehrten sie nach Paris zurück, wo die Gräfin sich unter Rousseau bald wieder an ihr früheres Leben gewöhnte. Der Prinz und die Herzogin forderten vier Monate später die Delorme auf, nach Fontainebleau zu kommen, um dort eine Wohnung für ihre Tochter einzurichten. Durch Briefe der Delorme und ihres Vaters erfuhr sie, daß der König die Erlaubniß ertheilt habe, sie als Tochter des Prinzen Conti in Fontainebleau einzuführen. Bei ihrer dortigen Ankunft ließ ihr Vater sie einen Brief des Königs lesen, worin dieser seine Wünsche zu erfüllen, und sobald seine kleine Nichte etwas vernünftiger geworden, ihr sofort den Titel und Rang einer Prinzessin von Geblüt geben zu wollen versprach; demgemäß möge er für ihre Erziehung Sorge tragen. Auf die dringendsten Bitten der Tochter überließ ihr der Prinz diesen so höchst wichtigen königlichen Brief. Die förmliche Anerkennung ward bis nach vollendeter Erziehung der jungen Gräfin verschoben, die Rousseau noch immer leitete, wenn er auch nicht regelmäßig sich einstellte, sondern oft Tage lang auf sich warten ließ.

Vor Vollendung ihres zehnten Lebensjahres ließ der Prinz ihr eine neue Wohnung mit größter Pracht ausstatten. In der Mitte des Jahres 1772 verließ sie ihre bisherigen Zimmer bei

dem königlichen Offizier Jacquet, dem Geliebten der Delorme, und nahm in einem Hause in der Straße Cléry ihren Sitz, welches dem Oberforstmeister Mondran gehörte. Sie hatte eine große Anzahl Bedienten, welche die Livrée der Contis trugen und ihre Herrin durchlauchtigste Hoheit nannten. Nach einiger Zeit ließ ihre Mutter sie zum erstenmal in großer Gesellschaft in ihrem Palaste zu Abend speisen. In den Tempel kam sie häufiger als je, und zwar meist in Uniform mit ihrem kleinen Husaren. Eines Tages überraschte sie der Prinz mit der Anerkennung als Prinzessin von königlichem Geblüte. „Dieses Diplom", sprach er, indem er es ihr überreichte, „wird eine zärtliche, geliebte Tochter beglücken, und mich an einem undankbaren Sohne rächen." Die Tochter fiel ihm mit dankbarster Wonne um den Hals. „Warum muß mein Glück durch den Gedanken getrübt werden", klagte sie, „daß vielleicht ein so heiß geliebter Bruder darüber seufzen wird? Ach, mein Vater! der Graf von Marche kann sich nur über mein Glück freuen, er wird Ihre Freude theilen, wie er Anspruch auf Ihre Zärtlichkeit hat. Die Güte des Königs verdoppelt für Sie die Wohlthaten der Natur. Sie haben zwei Kinder, das ist nicht zu viel, um sie zu lieben, so wie sie es verdienen; stoßen sie keines von sich, freuen sich der Liebe, der Anhänglichkeit beider. Mein Bruder wird mich nie um etwas beneiden als um das Vergnügen, mit kindlicher Liebe für Sie sorgen zu dürfen." „Nie habe ich an deinem guten Herzen gezweifelt", erwiederte der Prinz zärtlich, „aber hier verlasse dich weniger auf die Empfindungen deiner unschuldigen gefühlvollen Seele als auf die Erfahrungen deines unglücklichen Vaters. Deine Feinde wollen alles wagen, dich zu vernichten oder wenigstens dein Glück zu verzögern. Noch einige Zeit müssen wir warten, bis diese Akte ins Register eingetragen sein wird;

bis dahin empfehle ich dir die größte Klugheit und Vorsicht. — Schweige noch einige Monate, dann wollen wir gehöriges Aufsehen mit dieser Sache machen; hüte dich besonders vor unüberlegtem Vertrauen; denn deine Feinde wachen und umringen dich." „Immer reden Sie von Feinden", erwiederte diese. „Welche Feinde meinen Sie denn? Ich beleidige niemand, liebe alle, die ich sehe; wer könnte mir Böses sinnen?" „Und dennoch hast du Feinde", versetzte der Prinz, „und gefährlichere, als du denkst; aber folge meinem Rathe, und ich werde dich den Gefahren entreißen, womit sie dich bedrohen." Kaum war der Vater weggegangen, als sie unbesonnen genug war, ihrer Erzieherin die königliche Anerkennung vorzuzeigen, ja auch manchen andern, unter ihnen der Kammerfrau ihrer Mutter. Die letztere kam bald darauf selbst, um die Urkunde zu lesen, die sie in eine finstere Stimmung versetzte, so daß alle ihre Liebkosungen sie nicht zu erheitern vermochten. Häufig kam sie jetzt in ihre Wohnung, aber nicht um sich ihrer Tochter zu freuen, sondern sie schloß sich immer mit der Delorme mehrere Stunden ein. Das arglose Mädchen theilte dies dem Vater und Rousseau mit, und letzterer unterließ nicht, einigen Verdacht zu äußern. Aber der Prinz fühlte keine Furcht; nichts könne ihn überraschen noch erschrecken. „Der Graf von Marche ist auch mit im Bunde", sagte er; „sonst sah er die Herzogin niemals, jetzt stehen sie sehr gut zusammen, kein Tag vergeht, wo sie sich nicht sehen, und als die Herzogin neulich in Versailles war, hat der Graf ihr sein Zimmer im Schlosse eingeräumt. Aber dies alles wird nur dazu dienen, mir Vorstellungen zu machen, die ich wie ein König aufzunehmen gedenke, sehr artig, ohne ihnen irgend Folge zu geben." Die schwarzen Plane der Verschworenen ahnte der

Prinz nicht, noch weniger die Tochter, welche sich von ihrer Erzieherin bestimmen ließ, eine längere Abwesenheit derselben, während welcher diese alles zu ihrem Zweck Dienliche veranstaltete, ihrem Vater zu verheimlichen.

Kaum war die Delorme von ihrer Reise zurück, als der Prinz eines Abends sehr spät zu seiner Tochter kam, und nachdem er sich mit ihr eingeschlossen, ihr einen reichen Strauß von Diamanten ansteckte. „Wollen Ew. Hoheit erlauben, es Ihnen anzustecken?" sprach er mit einem Entzücken, das ihm fast den Athem raubte. „Es ist für den Dreifaltigkeitssonntag [1]). Der König hat sein Wort gegeben. Er ist ungeduldiger als ich und du selbst. Wie gnädig hat er meinen Wünschen nachgegeben! Das Geheimniß scheint ihm Freude zu machen, und ihn desto mehr zu beschäftigen." Er unterließ nicht, das tiefste Schweigen von der Sache einzuschärfen und auf die möglichen unglücklichen Folgen unvorsichtigen Ausplauderns hinzuweisen, ja er legte ihr die Worte in den Mund, womit sie die Anfrage wegen seines späten Besuches erwiedern solle, ohne daß sie die herrlichen Diamanten zu verheimlichen brauche. Auch für die Auswahl des Stoffes zum Prachtkleide sorgte der Prinz in Gegenwart der Erzieherin, ohne zu verrathen, daß dieses Kleid für jenen hohen Tag bestimmt sei. Aber alle Vorsicht des Prinzen scheiterte an der Verschmitztheit der Delorme, die mit allen Künsten weiblicher Verstellung ihrem unglücklichen Zögling das Geheimniß zu entlocken wußte.

Der Dreifaltigkeitssonntag nahte heran, als die in süßester Hoffnung schwärmende junge Gräfin von der Hand ihrer

---

1) Dieser fiel im Jahre 1773, von welchem hier die Rede ist, auf den 6. Juni.

Mutter einen Brief erhielt, worin sie dringend aufgefordert ward, augenblicklich nach ihrem bei Paris gelegenen Landgute zu kommen. Man wußte die Sache so einzurichten, daß sie zuversichtlich glauben mußte, ihre Mutter wolle sie durch ein großartiges Fest überraschen. Rasch bestieg sie mit ihrer Erzieherin den Wagen; in der Nähe des Schlosses kam ihr ein anderer entgegen, worein man sie nöthigte, ein dritter entführte sie noch rascher durch die dunkle Nacht. Aus einer langen Ohnmacht erwachte sie auf dem schlechten Bette einer Herberge zu Nemours gerade in dem Augenblick, wo die Delorme ihr das blaue Band, woran die Bilder ihres Vaters und ihrer Mutter hingen, abreißen wollte; ein erbitterter Kampf entspann sich, die Wuth lieh der Unglücklichen Waffen, so daß die Erzieherin nicht ohne blutige Zeichen von ihrem Vorhaben abstehn mußte. Unter mancherlei falschen Vorspiegelungen brachte sie die Arme nach Lons-le-Saunier in der Franche-Comté, der Heimat der Delorme. Der kleine Husar, welcher das Geheimniß verrathen, ward auf irgend eine Weise aus dem Weg geräumt. Erst als sie die junge Gräfin, das Opfer ihrer Habsucht, lange hingehalten, versprach sie, den ganzen Verhalt der Sache zu entdecken, wenn sie sich ihrem Rath und ihrer Erfahrung überlassen wolle. Nach einigen vorbereitenden Worten theilte die Betrügerin ihr folgendes mit. Sie selbst sei dadurch, daß sie ihr gegebenes Wort gebrochen, von ihrem Geheimniß niemand Kunde zu geben, bei ihrem Vater in Ungnade gefallen. Aber auch ihr Vater habe durch seine feste Anhänglichkeit an seine Partei die Gunst des über ihn äußerst erzürnten Königs eingebüßt. „Man beschloß, Sie bei Hofe nicht vorzustellen, und ich habe strenge Befehle gegen Sie, die ich, folgen Sie mir nicht, sogleich ausführen muß. Schenken

Sie mir aber Ihr Vertrauen, bedenken Sie, wie besorgt ich seit Ihrer ersten Kindheit für Sie gewesen, wie eifrig ich mich für Ihr Wohl bemüht, folgen Sie meinem Rathe, so will ich nach meiner besten Einsicht alles versuchen, Ihnen die Liebe Ihres Vaters, die Gnade des Königs wieder zu verschaffen. Das erste, was ich von Ihnen verlangen muß, ist blinder Gehorsam gegen die mir wider Sie ertheilten Befehle. Lassen Sie mich diesen Gehorsam als ersten Grund zur Verzeihung für Sie anführen.“ Die Thränen der Delorme und die rührende Herzlichkeit, welche sie erheuchelte, ließen allen Verdacht gegen die Wahrheit ihrer Aussagen schwinden. Ihr Vater, erfuhr die Unglückliche weiter, sei verbannt und sie dürfe nicht zu ihm hin. Die Anerkennung als Prinzessin von Seiten des Königs sei unwiderruflich, aber noch habe er nichts über ihre Einkünfte verfügt, und er habe das Recht, die Anweisung derselben aufzuschieben, bis sie die Gnade, welche er ihr früher aus Rücksicht auf den Vater verliehen, durch sich selbst verdient habe. In ernstem und strengem Tone kündete sie ihr an, sie müsse sofort in ein Kloster, wo sie als ihre Tochter eingeführt werden solle. Die Unglückliche aber wollte nichts davon wissen. Die weitern Versuche der Delorme, das Betragen der Herzogin zu entschuldigen, und der Unglücklichen von jedem Schritte bei ihrem Bruder, dem Grafen von Marche, abzurathen, übergehen wir. Schon längere Zeit hatten sie das Wirthshaus verlassen und eine Wohnung bei einem Herrn B...., einem vorgeblichen Verwandten der Delorme, bezogen. Eines Tages, als die junge Gräfin wieder ihren unbezwinglichen Widerwillen gegen das Kloster und die Ablegung ihres Namens äußerte, überraschte sie ihre Erzieherin mit der Frage: „Wollen Sie lieber den Herrn B.... heiraten?“ Der Schrei des Entsetzens,

womit sie diese Frage erwiederte, brachte das schlaue Weib nicht aus der Fassung. Mit entsetzlicher Kälte fuhr sie fort: „Sie haben keine andere Wahl; Sie müssen entweder seinen oder meinen Namen führen, für seine Frau oder meine Tochter gelten, sein Haus oder ein Kloster bewohnen.“ Die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. „Alle Klöster in Frankreich“, rief sie in höchster Aufregung, „ziehe ich dem Gefängnisse Ihres Herrn B.... vor! Mein Widerwille gegen diesen Menschen ist so ungeheuer, daß ich alles leiden will, um ihn nur nicht zu sehn. Glauben Sie aber nicht, daß ich mich jemals anders als mit meinem Namen unterschreiben werde.“ Die Verfasserin entwirft uns darauf ein abschreckendes Bild von dem Aeußern dieses Herrn B.... und seinem Charakter. Er war ein in seinen Geschäften ergrauter Sachwalter, der den Geist der Chikane angenommen, „ein Schwätzer, wie ein Advokat auf dem Lande, aufgeblasen wie ein junger Philosoph“, und dazu äußerst abergläubisch. „Seit zehn Jahren schon drohte er dem Lande, sich eine Frau zu nehmen, ohne eine Mutter zu finden, die ihre Tochter so sehr gehaßt hätte, um sie diesem Menschen zu opfern, und mit ihm wollte man eine Prinzessin von eilf Jahren vermählen, die ihren Rang kannte.“ Sie unterläßt nicht, bei dieser Gelegenheit ein Bild ihrer eigenen Reize aus dem Briefe einer Freundin dagegen zu stellen. Da es der Delorme nicht gelingen wollte, ihren Widerwillen gegen eine Verbindung mit Herrn B.... irgend zu mildern, so sah sie sich genöthigt, die Unglückliche ins Kloster zu bringen, wobei sie ihr die Reisegesellschaft des widerlichen Menschen nicht erließ.

Am 8. September 1773 kam die junge Gräfin in Chalons-sur-Saône ins Marienkloster. Die Delorme gab sie für ihre

Tochter aus, aber die Art, wie diese sie behandelte, zeigte allen, daß dies ein leeres Vorgeben. Freilich hatte jene durch die Hindeutung auf die schrecklichen Folgen, welche die Entdeckung ihres Geheimnisses haben werde, sie in solche Angst gesetzt, daß sie aus Furcht, sich zu verrathen, bei jedem Worte zitterte, aber die Nonnen merkten gar wohl auf jede ihrer Aeußerungen, und wußten bald dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Freilich bedurfte es hierzu keines unvorsichtigen Wortes, nicht ihrer Erzählungen von Paris und dem Hofe, wie sie einst von einer Jagdpartie bei Hof erzählte; denn unbegreiflicher Weise hatte ihr die Delorme so manches gelassen, woraus sich ihr hoher Ursprung ergab, und die junge Gräfin scheute sich nicht, damit hervorzutreten, obgleich sie mit Zittern und Beben sich vor der Entdeckung ihres Geheimnisses hütete. Wir haben hier eine der schreiendsten Unwahrscheinlichkeiten, von denen diese Memoiren voll sind. „Wenn ich nie durch ein unvorsichtiges Wort mich verrathen hätte", berichtet sie, „meine Wäsche, die mit einem gekrönten **M** gezeichnet war, meine Kleider, meine Erziehung, die wenigen Diamanten, die man mir gelassen hatte, meine Bücher, von denen die meisten die Aufschrift der Gräfin von Mont-Cair-Zain trugen, der Ring mit dem Namen des Prinzen von Conti und der Herzogin von Mazarin[1]), alles mußte mich verrathen. Mein blaues Band trug ich unter meinem Kleide,

---

1) Die Priorin bemerkt in einem Briefe, der Ring von Gold und Silber habe, wie auch ihr Petschaft, das Wappen der Bourbonen gezeigt; sie gedenkt auch ihrer Uhr und des italiänischen Namenszuges in ihrem Thomas von Kempis, so wie der mit Diamanten reich besetzten Armbänder mit den Bildnissen daran.

aber ich sorgte dafür, daß das daran befestigte Medaillon sichtbar wurde. Die Bildnisse meines Vaters und meiner Mutter auf diesem Medaillon und den Armbändern, mußten diese nicht mein Geheimniß verrathen?" Bald fand sie im Kloster eine Vertraute, von welcher sie nach Entdeckung ihres Geheimnisses zu ihrer Verwunderung erfuhr, daß alle im Kloster bis zu den kleinsten Mädchen längst wüßten, daß sie eine Tochter des Prinzen von Conti; hatte sie ja mehrfach vom Prinzen, ihrem Bruder, gesprochen, um ähnlicher Andeutungen nicht zu gedenken. Als die Delorme darauf ins Kloster kam[1]), empfing die junge Gräfin sie mit einer solchen Entschiedenheit, daß diese in große Bestürzung gerieth; denn alle Neigung für sie hatte das unglückliche Mädchen abgelegt, sah in ihr nur seine Feindin, und erklärte, das Klöster nur auf einen Befehl des Königs oder ihres Vaters verlassen zu wollen. Man sollte denken, der Delorme hätte kein Hinderniß entgegengestanden, das Mädchen wieder aus dem Kloster zu nehmen, wenigstens konnte sie den Widerstand leicht brechen, aber diese fand nur einen Weg, sie wieder in ihre Gewalt zu bringen. Gleich nach diesem Besuch schreibt sie in ihrer Herzensangst einer Mitverschworenen zu Paris: „Ich habe diese Nacht das einzige Mittel ersonnen, welches mir ausführbar scheint, wenn sie nicht zu viel geschwatzt hat. Ich werde ihr eine Frau mit der Post schicken,

---

1) Nach der Art, wie dieser Besuch eingeleitet wird, sollte man meinen, er habe auf einer Reise nach Paris stattgefunden, aber an demselben Abend war die Delorme in Lons-le-Saunier, und aus einem spätern Briefe der Priorin ersehen wir, daß die Delorme von Paris zurückgekommen; freilich erfahren wir darin auch, die Delorme habe die junge Gräfin aus dem Kloster bringen wollen, die sich aber geweigert, ihr zu folgen.

die sich für meine Wärterin ausgeben soll, um ihr anzukündigen, ich liege in den letzten Zügen. Ich weiß nicht, ob ich mir einen glücklichen Erfolg davon versprechen darf."

Die List gelang vollkommen; die Unglückliche befand sich in Lons-le-Saunier wieder ganz in der Gewalt der Verrätherin, die bereits für ihr Leben zu fürchten und ihre Missethat zu bereuen begonnen hatte. Die Art, wie man die junge Gräfin nach Paris brachte, sich der ärgsten Fälschungen bediente, sie berauschte, sie halb todt zum Altare schleppte und sie dem Herrn B.... antraute (es war der 18. Januar 1774), ist ungeschickt genug erfunden. Die Vermählung erfolgte zu Viroflay bei Paris durch den Pfarrer Dubut, den man acht Monate vorher zur Anfertigung des folgenden falschen Todes- und Begräbnißscheines bestochen hatte: „Den 7. Juni 1773 ist bestattet in der Kirche die durchlauchtigste und gnädigste Prinzessin von Bourbon-Conti, Gräfin von Mont-Cair-Zain, jüngere Tochter, anerkannte Prinzessin von Geblüt, des durchlauchtigen rc. Prinzen Ludwig Franz von Bourbon-Conti, Prinz von Geblüt, gestorben den 5., alt eilf Jahre sechs Monate und einige Tage, in Gegenwart des Herrn Benoit, Charles Richard, Stiefbruders der Frau Delorme, Erzieherin Ihrer Königlichen Hoheit der verewigten Gräfin von Mont-Cair-Zain, und des Herrn Abbé Aubry, Kapellan der Herzogin von Mazarin, die sich unterzeichnet haben." Mit diesem Todesschein hatte man jeden Zweifel an dem wirklich erfolgten Tod dem unglücklichen Vater zu benehmen geglaubt.

Ueber die Art, wie man demselben die Nachricht vom Tode der Tochter mitgetheilt, findet sich in den Memoiren kein genauer Bericht. Man hatte dem Prinzen die Nachricht gebracht, seine Tochter habe auf einer Jagd den Tod gefunden;

der Stiefbruder der Delorme und der Almosenier der Herzogin von Mazarin hatten den Pfarrer zu Viroflay bestochen, den Todesschein auszustellen; die Todeskunde scheint der mit im Bunde stehende erste Wundarzt des Prinzen Guerin überbracht zu haben. „Meine Hausgenossen in Thränen", schreibt die Verfasserin, „meine schwarzbehangenen Zimmer, meine Diener in Trauerkleidern, mein plötzliches Verschwinden, meine Wuth, auf der Jagd nicht eher zu ruhen, als bis ich vor Müdigkeit oder Hunger niedersank, meine Unvorsichtigkeit, die mein Vater aus Sorge für meine Gesundheit mir so oft vorgehalten hatte, dieser unglückliche Todesschein von einem dem Prinzen wohl bekannten Geistlichen, das Zeugniß des Beichtvaters meiner Mutter, des Abbé Aubry, dessen Verstellung meinen Vater immer getäuscht hatte, schien das alles nicht meinem Vater deutlich zu bezeugen, daß seine Tochter wirklich auf der Jagd ihr Leben eingebüßt? Konnte seine edle, gefühlvolle Seele eine so entsetzliche Verschwörung, eine so feige Treulosigkeit ahnen[1])? Konnte er nach so vielen mit List und Bosheit zusammengebrachten Zeugnissen noch an seinem Unglück zweifeln und an dem, das mich getroffen haben sollte? Wer hätte sich nicht begnügt, wie er that, dem Herrn Guerin den Auftrag zu geben, unter meine Leute das Meinige zu vertheilen, nachdem die kostbarsten Gegenstände schon weggenommen waren?" Als im folgenden Mai die Delorme nach Paris kam, wo sie mit ihrer Kammerfrau tiefe Trauer anlegte, hörte letztere Herrn Guerin äußern: „Der Prinz ist noch untröstlich über den Verlust dieses Kindes, das er so glühend liebte; es wird ihn ins Grab bringen. Dem Grafen von

1) Und doch wußte er um die gegen sie geschäftige Verschwörung!

Marche ist ihr Tod sehr erwünscht gekommen. Seien Sie ruhig, Madame! ich will ihm alles erzählen, und gewiß wird er Ihnen die Summe bewilligen, die sonst nur, wenn er sie vom Notar zurücknähme, seinen Schmerz um die Tochter erneuern würde."

Von Paris kehrte man nach Lons-le-Saunier zurück, wo B.... seine junge Frau als Tochter der Delorme vorstellte. Diese suchte sie zu bewegen, B.... ganz als ihren Gatten zu betrachten, und durch die ärgsten Drohungen sie von der Entdeckung ihres Geheimnisses abzuschrecken, wobei sie nicht unterließ, noch einige Hoffnung der Rettung zu zeigen. Da der Aufenthalt zu Lons-le-Saunier Herrn B.... und der Delorme noch immer gefährlich schien, so ward die junge Frau nach dem Landhause ihres Gatten bei dem vier Meilen entfernten Dorfe Cousance gebracht. Das Landhaus war groß genug, aber alt, so daß es den Einsturz drohte und die Fußböden keinen Tritt aushielten, dabei ohne Einfassung und Hofplatz. Die freundliche Umgebung zog die junge Frau an, die gern auf der schönen Ebene sich umhertrieb, sich an der Frische der Waldungen, dem Murmeln der Bäche und den blumigen Wiesen erfreute, aber leider mußte sie auch hier sich eine strenge Aufsicht gefallen lassen. Bald kehrte man nach Lons-le-Saunier zurück, wo die Delorme sie wieder an ihre Pflicht als Gattin erinnerte, aber alle Mahnungen, sich Herrn B.... hinzugeben, wurden mit Widerwillen zurückgewiesen. Auf einer darauf nach Genf unternommenen Vergnügungsreise will sie Voltaire in Ferney besucht haben, der sich sehr freundlich gegen sie bezeigte, so daß sie der Ueberzeugung war, dieser wisse, daß sie eine Prinzessin Conti sei. Und Voltaire, der sich der Familie des Calas so nachdrücklich angenommen hatte, sollte nichts für ein solches

Opfer niederträchtigsten Betruges gewagt haben! Wir übergehen die Schilderung des traurigen Zustandes der jungen Frau unter ihrem äußerst geizigen, die schwerste Arbeit und die bitterste Entbehrung ihr auflegenden Haustyrannen. Auch die pfiffige Hintertreibung aller ihrer Plane, mit den Ihrigen und dem Hofe in Verbindung zu treten, können wir nur andeuten.

Im Frühjahr 1777 ließ die Delorme sie nach Paris kommen, wo sie ihr mit möglichster Schonung den Tod ihres Vaters mittheilte [1]), dessen Leben der Kummer verkürzt habe. Aber als die Heftigkeit dieses Schmerzes sich gelegt hatte, raubte sie ihr alle weitere Hoffnung durch die Nachricht, ihr Vater habe sie in seinem letzten Willen gar nicht bedacht, sie somit alles verloren. Ihre Versuche, sich in Paris ihrem Bruder zu nähern, blieben erfolglos, wenn sie auch einmal durch den Ruf, womit sie die Kutsche desselben anhalten zu können glaubte, allgemeines Aufsehen erregte. Unmittelbar darauf ließ die Delorme sie nach Cousance bringen, wo sie trotz aller Arbeit und Mühe sich viel glücklicher als in der Stadt fühlte. Aber Herr B. . . . verpachtete bald sein kleines Gut, das durch ihre Anstrengungen erst in Stand gesetzt worden war, und brachte sie nach Lons-le-Saunier zurück. Ein hier veranstalteter Fluchtversuch wurde vereitelt.

Die Delorme begab sich bald darauf nach Paris, wo sie unerwartet rasch starb; man dachte an eine Vergiftung. Ihr

---

1) Dieser war am 2. August 1776 gestorben; die Zeitbestimmung des Frühjahrs 1777 ergibt sich aus der Bemerkung, sie sei damals über vierzehn Jahre alt gewesen, und aus einem Briefe vom 13. April 1777. Man sieht aber nicht, weshalb die Delorme ihr die Todeskunde so lange vorenthalten haben sollte.

früherer Liebhaber Jacquet theilte ihrem durch sie so unglücklich gewordenen Zögling ihren Tod und die Reue mit, worin sie verschieden, und enthüllte vor ihrem Blick die ganze Niederträchtigkeit der gegen sie geschäftigen Verschwörung. Aber auch diese klare Einsicht in das sie umspinnende Netz vermochte ihr keine Hülfe und Rettung zu bringen. Nach mancherlei andern Versuchen willigte endlich Herr B.... in ihren Vorschlag, sich ins Kloster zu begeben. Aber zu ihrem Erstaunen mußte sie vernehmen, daß ihr im Marienkloster zu Chalons-sur-Saône, obgleich alle Nonnen sich für sie verwandten, von der Aebtissin der Eintritt verweigert ward. „Sie haben sehr mächtige Feinde", vernahm sie von einigen Nonnen; „der Abt unseres Klosters ist gegen eine Frau eingenommen, die nicht mit ihrem Manne leben will." Der Urheber dieser Zurückweisung war nicht zu verkennen. Auch in allen andern Klöstern der Provinzen, auf welche Herr B.... seine Einwilligung beschränkt hatte, lehnte man ihre Aufnahme ab. Endlich wußte dieser es dahin zu bringen, daß sie im Juni 1786 sich nach dem Kloster zu Gray begab, dessen Priorin mit ihm im Bunde stand. Hier hatte sie zwei Jahre hindurch mit den schrecklichsten Leiden zu kämpfen, da man sie als eine Gefangene betrachtete, die man langsam morden zu wollen schien. Endlich gelang es ihr durch die Drohung, keine Speise mehr zu sich nehmen zu wollen, diesem grauenvollen Kerker zu entgehn. Die Verfasserin hat hier, wie sonst, alles mit den grellsten Farben aufgetragen, so daß die Darstellung oft ins Lächerliche umschlägt. „Nicht ohne Mühe brachte man mein Skelett aus dem Keller zu Gray ins Freie. Ein schleichendes Fieber, das mich seit fünfzehn Monaten nicht verlassen hatte, hatte nur noch eine ausgetrocknete Haut übrig gelassen, allenthalben standen die

Knochen hervor. Meine bleiche Farbe, meine matte Stimme, meine erloschenen Augen verkündeten ein nahes Ende oder wenigstens eine eben erfolgte Auferstehung. Man legte Matratzen in eine Sänfte, und ich mußte liegend die Reise machen."

In der königlichen Abtei zu Meaux, wohin sie sich bringen ließ, fand sie von Seiten der Aebtissin die freundlichste Aufnahme. Da sich aber herausstellte, daß der bei der Heirat beigebrachte Taufschein falsch sei, und es demnach zweifelhaft schien, ob sie wirklich getauft sei, so beschloß man, die Taufe an ihr zu vollziehen, und sie selbst begab sich, während man darüber mit dem Erzbischof von Paris unterhandelte, um Ostern 1788 in die dortige Abtei St. Antoine. Hiervon wie von ihren bestandenen Abenteuern entschloß sie sich ihrem Bruder Bericht zu geben, der auf ihren zweiten Brief gleich erwiederte, da seine Geschäfte ihm nicht gestatteten, sie zu besuchen, so möge sie ihm melden, womit er ihr dienen könne. Aber ihre weitere Bitte um eine Zusammenkunft, wobei sie ihm höchst wichtige Mittheilungen zu machen habe, hatte die Rücksendung ihrer Briefe zur Folge, mit der kahlen Entschuldigung, er habe kein Mittel, ihr nützlich zu sein. Vergeblich war alles, was sie ferner bei ihm versuchte; die Bitte, ihr Taufpathe zu sein, schlug er geradezu ab. Auch die früher gegen sie so freundliche Aebtissin entschuldigte sich später, daß sie bei der Taufe nicht ihre Pathin sein könne; die Umstände, ihre Lage hinderten sie daran. Alles deutete darauf, daß ein bedeutender Einfluß wieder gegen sie im Spiele sei. Die Taufe auf den Namen Bourbon-Conti ward am 7. Oktober vollzogen, aber die Aebtissin lud sie nicht einmal zu dem zur Feier derselben veranstalteten Mittagschmause, wozu Stadt und Hof gebeten war. Ja diese verwies sie bald darauf in ein Dachstübchen, wo

sie in dem strengen Winter, besonders da sie den Rest ihres Vermögens eingebüßt, viele Entbehrungen leiden mußte. Vergeblich wandte sie alle Mittel an, ihren Bruder zu irgend einer Hülfe zu bewegen; bezeigte sich dieser auch am Anfange freundlich, ja ließ es geschehn, daß sie sich Tochter des Prinzen Conti nannte, er that nichts für sie, ja hatte zuletzt kein freundliches Wort mehr zur Erwiederung ihrer Briefe. Man behauptete, er wolle sie deswegen nicht anerkennen, weil er ihr in diesem Falle 60000 Livres Renten aussetzen müsse, die er nicht entbehren könne. Da sie von ihrem Bruder nichts erwarten konnte, so verbreitete sie die Geschichte ihres unglücklichen Lebens, von welchem sie dem Herzog und der Herzogin von Orleans ein Exemplar zustellte. Die Sache machte Aufsehen, schon glaubte sie der Erfüllung ihrer Wünsche nahe zu sein, als der Ausbruch der Revolution auch ihre Hoffnung zerstörte.

Die Priorin des Klosters zu Chateau-Vilain hatte ihr zur Aufwartung ihre Nichte zu schicken versprochen. Gerade am 14. Juli 1789 bei dem Sturm auf die Bastille war diese in Paris angekommen. Zitternd und weinend erzählte sie, was sie eben gesehen, welche Drohungen man gegen die Prinzen ausgestoßen. Die Kugeln der Kanonen der Bastille flogen gerade nach ihrer Zelle zu. Da verbreitete sich in der Abtei das Gerücht, man wolle die Prinzen ermorden. „Ich wollte mich selbst von der Lage der Dinge überzeugen. Ich zog ein Reitkleid und lange, weite Beinkleider an, und eilte so unter die Menge. Man gab mir eine Kokarde, eine Flinte mit Bajonet und Patronen, und zog mich so in eine Schenke. Dort hörte ich den Namen meines Bruders nennen, in einer Weise, die mich für sein Leben fürchten ließ. Ich schlich mich weg, eilte zur Abtei zurück, zog wieder Frauenkleider an und

entriß mich den Armen aller, die mich mit Gewalt zurückhalten wollten. Gegen drei Uhr ging ich durch das Feuer von der Bastille und kam, mit Blut bedeckt, zum Schlosse des Prinzen. Ich war angegriffen, da ich beim Laufen meine Kräfte übermäßig angestrengt; die Natur forderte ihre Rechte, bewußtlos sank ich hin. Man hielt mich für verwundet, dem Tode nah. Sobald ich mich erholt hatte, fragte ich nach meinem Bruder. „Er ist nicht zu Hause", sagte mir der Schweizer. Mit zitternder Hand schrieb ich einige Zeilen, ihn zu beschwören, sich nach meinem Kloster zu flüchten, wo ich ihm ungestörte Sicherheit versprach. Auf dem Heimweg drohten mir dieselben Gefahren, wie vorher." Am andern Morgen trug sie persönlich einen Brief in das Schloß des Bruders, worin sie ihm die ihm drohenden Gefahren schilderte; ihre Hoffnung, ihn zu sehn, war vergeblich, doch freute sie sich, in den nassen Augen des Schweizers dessen treue Anhänglichkeit an ihren Bruder zu lesen.

Nachdem dieser glücklich entkommen, ohne ihr irgend ein Zeichen seiner Dankbarkeit zu geben, mußte sie wieder an sich selbst denken. Vergebens wandte sie sich dreimal an die Herzogin von Orleans; ihre Klagen, daß sie seit sieben Monaten von Wasser und Brod lebe, daß sie nächstens auch kein Brod mehr kaufen noch eine elende Wohnung bezahlen könne, gingen in den Wind. Da entschloß sie sich, am 20. August, zum König selbst nach Versailles zu gehn. Hier traf sie zuerst den damals in höchster Volksgunst stehenden Herzog von Orleans, der sie sogleich erkannte, besonders an dem blauen Bande mit dem Medaillon, und sich sehr freundlich und zutraulich bezeigte. Auf ihre Bittschrift ward sogleich die Auszahlung des Rückstandes ihrer Renten verfügt, welcher gerade hinreichte, ihre

Schulden zu bezahlen. Durch die liebevollste Theilnahme der Schwester des Königs schien sie endlich gerettet, als die Oktobertage sie von neuem aller Aussichten beraubten. Sie war selbst bei der engelguten Prinzessin Elisabeth, als der wüthende Volkshaufe nach Versailles kam, als die aufgestachelte, von Wein erhitzte Menge in das Schloß drang bis in die Zimmer der Königin, und der König sich genöthigt sah, unter einer solchen schaudervollen Begleitung nach Paris zu ziehen. Aber auch in dieser schrecklichen Lage vergaß die Prinzessin Elisabeth ihres Schützlings nicht; bald erhielt sie den Befehl, nach Paris zu kommen und zunächst wieder in das Kloster St. Antoine zu gehn. Nicht lange dauerte es, so sorgte der Bruder des Königs, der Graf von Provence, für eine bequemere Wohnung sowie für alle ihre Bedürfnisse. Als ihr Bruder nach Paris zurückgekehrt war, konnte sie nicht unterlassen, diesen um die Bewilligung einer Zusammenkunft zu beschwören, worin sie nur ihr Schicksal ihm treu berichten wolle, das, wie er ihr habe sagen lassen, ihm nicht gleichgültig sei. „Gestatten Sie mir, zu Ihnen zu kommen, Ihnen zu erzählen, daß der Graf von Provence, gerührt durch die Schilderung meiner schrecklichen Lage, die Sorge für mein Leben seinen ersten Aerzten und Wundärzten anvertraute, daß ich auf seinen Befehl die Abtei St. Antoine verließ, daß ich zuerst eine Wohnung in einem Kloster nahe bei seinem Palast erhielt, und er, als ihm diese nicht bequem genug schien, in einem äußerst gütigen Briefe mir sagte, seine Befehle seien schlecht ausgeführt worden, und er wolle neue geben. In der That bin ich jetzt in der königlichen Abtei Val-de-Grâce, wo ich nur von seinen Wohlthaten lebe. Der König selbst hat bisweilen die Güte, sich nach mir zu erkundigen. Ein Wort aus Ihrem Munde,

ein einziges Wort kann mich glücklich machen, und ich hoffe, das Gewissen und Ihre angeborene Güte werden Ew. Hoheit bestimmen, es auszusprechen. Ja, ich wende mich an diese innere Stimme, der eine Seele wie die Ihrige nicht widerstehn kann. Wir haben einen Vater; ich verlange hier nicht, daß Ew. Hoheit dies öffentlich anerkennen sollen, ich sehe ein, was dies für Folgen haben könnte, und ich kenne keine Ehrsucht; ich wünsche nur, daß Ew. Hoheit den Antheil, den der Graf von Provence an mir nimmt, durch das heimliche Geständniß, daß ich Ihnen angehöre, verstärke. — Ich zweifle nicht, daß dieser Prinz in Verbindung mit dem König Mittel finden wird, mich vor drückender Armuth zu bewahren. Monseigneur, eine unglückliche Tochter eines Prinzen von Geblüt hat lange geseufzt, nicht in Schmach und Schande (denn nur das Verbrechen kann entwürdigen), sondern in schrecklichem Elend, und sie würde wieder darein versinken, wenn die schützende Hand, welche sie herausgezogen, sie aufs neue ihrem Schicksal überlassen sollte." Als sie vierzehn Tage später um Antwort bat, hieß es, er könne nicht antworten. Ein weiterer Brief veranlaßte ihn darauf zur Erklärung, sein Vater habe nur zwei Kinder als rechtmäßig anerkannt und auch in seinem letzten Willen bedacht, von ihr aber auch auf dem Sterbebette ihm nichts gesagt [1]); auch könne er sie nicht unterstützen, da er wegen des Stockens seiner Einkünfte nicht einmal seine Gläubiger bezahlen könne. Weitere Versuche, den Bruder zu ihrer

---

1) Dies widerspricht einer oben mitgetheilten zuverlässigen Angabe. Wenn sie weiter bemerkt, sie glaube wohl, daß ihr Vater ihm nie etwas über sie gesagt, da man wisse, wie sie zusammen gelebt, so vergißt sie, daß er sich in der letzten Zeit mit seinem Vater ausgesöhnt hatte.

Anerkennung zu bestimmen, waren fruchtlos; dem Bedienten, der ihren letzten Brief brachte, ließ er sagen, er könne nach Hause gehn. Leider beraubte sie die Flucht des Prinzen von Provence bald ihres besten Schutzes. Trotz der schlagendsten Beweise der Fälschung erkannte das durch ihren Bruder bestochene Gericht zu Louhans am 19. Dezember 1791 ihre Ehe mit Herrn B.... als zu Recht bestehend an. Ihre ganze Hoffnung ruhte jetzt auf dem freilich selbst höchst bedrängten Könige. In größter Eile legte sie die 80 Meilen bis Paris zu Pferde zurück. Es gelang ihr, mit ihrer Vorstellung zum König zu dringen. „Das erste, was mir der König sagen ließ, war, daß er mich anerkenne, und er gab Befehl, an Stephanie Luise von Bourbon zur Bestreitung dringender Bedürfnisse eine mäßige Summe zu zahlen. Zugleich erhielt ich die Versicherung, daß der König für mich sorgen wolle, wie der Graf von Provence gethan, und er die in Louhans gegen mich verübte Ungerechtigkeit, deren Grund er in dem verhaßten Namen Bourbon suchte, mit Mißfallen vernommen. — Herr Hebert, der Beichtvater des Königs, versprach mir eine geheime Zusammenkunft mit dem König, der ihm zugesagt hatte, mein Schicksal zu bestimmen. Ich bemühte mich, schon voraus diese Gunst mir zu verdienen. Herr Hebert hatte mir nicht verhehlt, daß der König in Gefahr zu schweben glaube und seinen Untergang für unvermeidlich halte. In der festen Ueberzeugung, daß jeder, der ihm angehöre, sein Leben für das des Königs wagen müsse, besuchte ich täglich die Reitbahn der Herren Duchaineau und Hischmann. Ich focht täglich mit einem berühmten Fechter, einem gewissen Martin, Grenadier im 112. Regiment. Ich kaufte mir eine Flinte, einen Säbel, einen Degen, worauf ich meinen Namen eingraben ließ; ich

zog eine Uniform an, und ich mischte mich so fast täglich unter seine Wache. Ich habe ihn an dem schrecklichen 20. Juni (beim Tuilleriensturm) nicht verlassen, als der Tod so lange über seinem Haupte schwebte. — In den ersten Tagen des Augusts erhielt ich Audienz beim König; es war das einzige Mal, daß ich meiner Angelegenheiten wegen ihn sprechen konnte, und es war hinreichend, mir das lebendigste Verlangen einzuflößen, mein Leben für ihn aufzuopfern. — Nachdem er mir die herzzerreißendsten Dinge über seine Besorgnisse für seine Tochter Maria Theresia gesagt hatte, empfahl er mir, mich an sie anzuschließen, und gab mir seinen Ring als Zeichen, woran seine Kinder sein Wohlwollen gegen mich erkennen könnten." Der König ließ ihr ein Jahrgehalt von 12000 Livres anweisen, außerdem 3000 Livres auszahlen, und die Anweisung vom 1. Juli ausstellen. Ausdrücklich wurde sie als Prinzessin Stephanie Luise von Bourbon anerkannt und ihr die Stelle der Prinzessin Lamballe [1]) in nächste Aussicht gestellt. Hebert bewirkte ihr noch einen weitern Jahrgehalt von 25000 Livres [2]). Gegen den Minister la Porte äußerte der König: „Wie viel hat Stephanie Luise ausgestanden! Ihr Zustand erfordert noch viele Sorgfalt; ich finde nicht, daß sie ganz wieder hergestellt ist. Sie hat das Leben bisher nur von der bösen Seite kennen gelernt; nun soll sie durch mich das Glück genießen, welches sie in der Liebe ihrer Eltern sich wünschte." Auch bemerkte er, ihre Anerkennung

1) Diese war aber ja schon längst nach Paris zurückgekehrt.

2) Das muß doch wohl vor der Gefangennehmung des Königs geschehn sein, obgleich die Verfasserin sagt, Hebert, der am 2 September fiel, habe seine letzten Tage darauf verwandt Die Erzählung leidet hier, wie so häufig, an großer Unklarheit.

sei besonders der Lohn ihrer Aufführung und der bei mehrern Gelegenheiten bewiesenen Anhänglichkeit an seine Person. Diese letztere sollte sie bald von neuem bewähren.

„Den 9. August[1]) war ich auf der Reitbahn, als sich das Gerücht verbreitete, der König sei bedroht. Sogleich flog ich zu den Tuillerien, und stellte mich, so nahe ich konnte, an meinen Wohlthäter. Wir befanden uns daselbst in nicht großer Zahl; unsere Absichten waren so wenig feindlich und wir so wenig zum Angriff geneigt, daß die meisten von uns nur ihre Degen hatten; wir wünschten nur vor dem Könige zu sterben, falls man bis zu ihm dringen sollte. Als er zur Nationalversammlung sich begab, wollten wir ihn begleiten, er aber verbot es. Ich sah sein Leben in Sicherheit und bahnte mir den Weg durch tausend Hindernisse. ich kann wohl sagen durch tausend Tode. Da der König gerettet war, glaubte ich alles zu Ende, und ich kehrte zu meiner Wohnung zurück, die am andern Ende von Paris liegt, ganz ermattet und getröstet, als die Kanonen donnerten und mir die Nähe des Ungewitters verkündeten, das ich verzogen gewähnt hatte. Es ging das falsche Gerücht, man schieße auf die gesetzgebende Versammlung und den König. Obgleich ich nicht hoffen durfte, bis zu ihm vorzudringen, kehrte ich nach den Tuillerien zurück. Bei meiner Ankunft verkündete mir das Aufhören des Kanonendonners die Beendigung des Kampfes. Tausend lärmende Stimmen belehrten mich, daß die königliche Familie gefangen, der Thron vernichtet sei. Mein zweitägiges Glück ward unter den rauchenden Trümmern begraben, und nach achtundvierzig Stunden

1) Der 10. muß gemeint sein.

voll glänzendster Hoffnungen begann für mich eine neue Reihe von Leiden."

In Paris gab man ihr den guten Rath, sich aus der Stadt zu entfernen; sie fügte sich demselben, obgleich man denken sollte, sie wäre bei ihrer Anhänglichkeit an die königliche Familie schon damals um die Erlaubniß eingekommen, die Gefangenschaft der königlichen Familie zu theilen, was sie später vergeblich gethan haben will, nachdem sie mancherlei Leiden auf dem Schlosse ihres Freundes Jacquet bei Orleans ausgestanden. Das Haupt des Königs fiel. Da der Minister die Anweisungen auf ihre beiden Jahrgehälter nicht ausgefertigt hatte, so konnte sie nur eine kleine Summe Geld erhalten; aber der neue Minister rieth ihr, auf Ehescheidung zu klagen, wonach sie die Auszahlung ihres Jahrgehaltes, das eine Staatsschuld sei, leicht durchsetzen könne.

Die schrecklichen Leiden, besonders als Glied der Familie der Bourbonen, unter welchen sie endlich die Ehescheidung durchsetzte, können wir getrost übergehn. Ganz mittellos sieht sie, noch nicht völlig genesen, sich genöthigt, als öffentlicher Schreiber ihr Leben zu fristen. Nach dem 9. Thermidor kehrt sie nach Paris zurück, wo die Königin und die Prinzessin Elisabeth das Blutgerüst hatten besteigen müssen. Hier war ihre nächste Sorge, zur Unterstützung ihres in ärgste Noth gesunkenen Bruders etwas beizutragen und Zutritt zu der unglücklichen Tochter des Königs zu erlangen, welche der Vater ihr so dringend anempfohlen hatte. Nach endlosen Mühen gestattete man ihr endlich, Maria Theresia in Gegenwart ihrer Dienerin täglich in ihrem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Aber auch dieser Trost ward ihr bald durch geheime Umtriebe geraubt. Während sie ihre Ansprüche auf das Vermögen ihres Vaters

und die von Ludwig XVI. ihr angewiesenen Jahrgehalte geltend zu machen suchte, mußte sie mit Privatunterricht ihr Leben zu fristen suchen. Im Juni 1797 schien die Befreiung der Güter der Bourbonen von der Beschlagnahme endlich, nach so manchen vereitelten Hoffnungen, eine glückliche Wendung ihrer Verhältnisse herbeizuführen. Alle Bekannten näherten sich ihr wieder, ihre Einsamkeit verwandelte sich in einen kleinen Hofstaat, der ihr auf alle Weise schmeichelte. Doch der 18. Fructidor warf sie in die alte Unsicherheit zurück, da diejenigen, welche über ihre Angelegenheit zu entscheiden hatten, Frankreich verlassen mußten. Das Direktorium hatte ihr hundert Louisdors jährliche Rente zuerkannt, aber die Zahlung derselben wurde ihr verweigert. Der Minister Letourneux drohte ihr, als sie darauf bestand, mit dem Gefängnisse, und befahl seinem Bedienten, sie hinauszuwerfen. Und dieser Minister sollte über ihr unzweifelhaftes Recht entscheiden! „Ich endige diese Denkwürdigkeiten mit dem Jahre 1798", schreibt sie, „am ersten Tage des Frühlings, wie man sagt; denn der Unglückliche hat keinen Frühling. Ich endige sie, nachdem ich eben das Vorzimmer des Ministers Letourneux verlassen, nicht in einem Anfall von schwarzem Menschenhasse, sondern in der natürlichen Stimmung einer gebeugten Seele, die in allem, was sie betrifft, nur den Triumph des Lasters wie den Mißbrauch der Kraft zur Unterdrückung der Schwachen gesehen hat." Die gewaltsamen Menschen haben ihr alles geraubt, nur ihre Ehre und ihren Muth haben sie ihr nicht zu entreißen vermocht, und ihre Seelenstärke würde hinreichen, sich dem sie umringenden Unglück zu entziehen, wäre nicht auch ihre Gesundheit untergraben. So entläßt sie denn den Leser mit der Ungewißheit, ob eine erfreulichere Zukunft ihr beschieden oder sie

dem Verderben verfallen sei. „Das Schlachtopfer ist bereit und bietet sich dar; möge es nur nicht durch einen zu langen Todeskampf gequält werden!“

Vor Goethes Seele mußte diese mit so vielem Gemeinen und Widerlichen versetzte, durch leere Ruhmredigkeit einer in hohlen, auf Rührung schwacher Herzen ausgehenden Abenteurerin entstellte Geschichte eine edlere Gestalt annehmen, damit sie zu einer ergreifenden, in reinem Flusse ablaufenden Handlung sich entwickle, und insonderheit mußte die Heldin alles abenteuerliche Wesen abstreifen, zu einer in jeder Beziehung edlen, ächt fürstlichen Jungfrau, einer wahrhaft edelgeborenen und edelgesinnten werden, welche beide Bedeutungen der Grieche in das Wort εὐγενής legte, das Goethe zur Bezeichnung seiner Fürstin wählte. Und dieser Name muß uns um so bedeutsamer sein, als er der einzige ist, welcher im ganzen Stücke erscheint, da die übrigen Personen alle nur von ihrem Stande allgemein bezeichnet sind[1]). Eugenie mußte edle Kraft und Würde in sich vereinen, die ihr jede Entwürdigung unmöglich erscheinen lassen, so daß sie den Tod der Entehrung vorzieht. In der schrecklichen Lage, worein sie geräth, muß sie alle Mittel, welche die Ueberzeugung von dem nothwendigen Siege des Rechtes ihr eingibt, muthig ergreifen, und als sie diese alle erschöpft hat, in dem Wirken für das

1) In Goethes Jugendzeit hatte die Eugénie von Beaumarchais (1767) auch in Deutschland großen Beifall bei allen empfindsamen Seelen gefunden. In der Erzählung der Frau von la Roche Schönes Bild der Resignation (1795. 1796) spielt eine Eugenie die Hauptrolle, woher diese auch in der französischen Uebersetzung den Titel **Eugénie ou la résignation** führte.

dem Verderben entgegengehende Vaterland ihren Beruf finden, das sie auch in das sich ihr darbietende mittlere Verhältniß gefaßt sich fügen läßt, welches freilich ihrer hohen Abkunft nicht gemäß ist, aber ihrer Ehre um so weniger etwas anhaben kann, als sie die größte Selbständigkeit sich darin zu erhalten weiß. Eine so schreiende Unterdrückung aller Freiheit, wie die in den Memoiren geschilderte erzwungene Ehe, worin das unglückliche Opfer, das dazu noch ein Kind ist, jede freie Bewegung verliert, darf der wahre Dramatiker nicht zur Darstellung bringen, nur der verdorbenste Geschmack und die maßloseste Ueberreizung kann an einer solchen geistigen Erstickung auf der Bühne Gefallen finden. Demnach mußte die Ehe, welche sich ihr darbietet, eine mit Ausnahme des Standesunterschiedes ihrer durchaus würdige, der Bewerber von wahrer Liebe, die in der Geliebten eine Ergänzung ihres eigenen Daseins findet, durchdrungen sein er die freie Selbstbestimmung und den Schmerz der Erwählten mit so zarter Schonung ehren, daß er sich selbst zur äußersten Entsagung bereit finden läßt. Mit dieser Ehe, die zunächst nur eine Scheinehe, ist alle äußere Noth Eugeniens gehoben, und es könnte ein weiterer Kampf für sie nur in dem Schwanken zwischen der Neigung und Abneigung liegen, die Ehe zu einer wirklichen zu erheben. So wenig aber eine vollständige Beruhigung Eugeniens in einer Scheinehe gefunden und ein würdiger Abschluß der Handlnng in ihr gegeben ist, so wenig würde auch dieser Kampf bei Eugeniens hoher Seele uns allein zu fesseln vermögen; zur Darstellung, daß der reine Edelmuth des Mannes allmählich wahre Liebesneigung hervorrufe, dazu bedurfte es nicht der Beschwörung der hohen Fürstentochter. Hat nur das sehnsüchtige Verlangen, dem den Sturz drohenden Vaterland beizustehn, sie mit dem

Gedanken befreunden können, einen solchen Ehebund zu schließen, worin sie ihren fürstlichen Ursprung verleugnet, so fordert die dramatische Entwicklung auch nothwendig, daß sie wirklich sich als Heldenjungfrau bewähre. Und hier tritt denn ein neuer Kampf ein. Ihre Neigung zu dem edlen Manne wächst, und sie würde wirklich die Scheinehe zu einer wirklichen umgestalten, träte hier nicht die Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten hindernd dazwischen. Der Gerichtsrath hat sich dem Volke angeschlossen, mit welchem er dem faulen Königthum entgegentreten will, Eugenie dagegen muß sich der bedrängten Monarchie annehmen, und wirklich als rettender Engel dem König erscheinen, der sie so sehr verkannt hat, sie muß den Thron auf festern Grundsätzen herstellen, wobei auch das Recht des Volkes seine Anerkennung und Sicherung findet. Von den mancherlei Leiden, welche die unglückliche Prinzessin Conti nach dem 18. Januar 1774 duldet, konnte Goethe demnach nichts gebrauchen, nur zwei Züge boten sich ihm gleichsam als glückliche Wegweiser dar. Zunächst das Landgut des Herrn B.... zu Cousance. Eugenie meidet die große Stadt und zieht sich nach dem einsamen Landgute zurück, wo sie sich ganz dem ländlich-bürgerlichen Leben widmet. Hierher kommt auch der Gerichtsrath, aber auch die gegen den Thron Verschworenen finden sich hier zur Berathung ein, und der Gerichtsrath kann sich der Entdeckung ihres Planes zum Umsturz nicht enthalten, wodurch er Eugeniens höchstes Entsetzen hervorruft. Der zweite Punkt, dessen sich der Dichter bedienen konnte, ist das wirkliche Auftreten der Prinzessin Conti zur Seite des von der Wuth der aufgeregten Menge bedrohten Königs. Goethes Eugenie sollte aber nicht allein den König, sondern auch die Monarchie schützen, ja diese endlich wieder

sicher herstellen, wobei ihr selbst die ehrenvollste Anerkennung zu Theil wird, da sie ihre fürstliche Abkunft auf heldenmäßige Weise bewährt hat.

Wie die Heldin und ihr Gatte in viel würdigerer Weise als in den Memoiren hervortreten, so mußten auch die übrigen Personen gehoben werden. Besonders durfte die Hofmeisterin, an der eine Eugenie so innig hängt, die sie zur Jungfrau erzogen, nicht das habgierige Geschöpf sein, welches uns in der Delorme entgegentritt, sie muß gewaltsam gezwungen werden, ihren schrecklichen Auftrag zu vollziehen, da im Weigerungsfalle der Tod ihrem geliebten Zögling droht. Ihr Geliebter erscheint in der Wirklichkeit edler als im Drama, da Jacquet sich an den Schurkereien nicht betheiligte, die er erst beim Tode der Delorme erfuhr, aber der Dichter bedurfte eines solchen rücksichtslosen, von der Gewinnsucht und der Anhänglichkeit an die Person des wilden, entarteten Sohnes des Herzogs gefesselten Mannes, um das Werk der Finsterniß durchzusetzen, und dieser schlaue, gegen seinen eigenen Herrn gerichtete Sekretär bildet in dem Gemälde der allgemeinen Verderbung einen höchst bezeichnenden Charakter. Der Weltgeistliche hat freilich mit jenem Pfarrer von Viroflay gleiche Schuld, ja er vermehrt diese durch die Art, wie er dem Herzog mit der schrecklich ausgeführten Schilderung vom Tode seiner geliebten Tochter das Herz zerreißt, aber die Stimme des Gewissens ist in ihm doch nicht ganz erstickt, und er gewinnt uns durch die schmerzliche Sehnsucht nach seiner verlorenen Unschuld und Seelenruhe. Dazu kommt, daß wir in ihm ein lebendes Bild haben sollen, wie das allgemeine Sittenverderben auch diesen Stand angefressen hat, dessen Bestimmung die Erhebung zu einem frommen, gottseligen Leben.

Zur Vereinfachung der Handlung bedurfte der Dichter mancher Veränderungen. Wenn in den Memoiren die Herzogin von Mazarin sich mit dem wilden, ausschweifenden, ruchlosen Sohne des Prinzen zum Untergang ihrer Tochter verbindet, so schien eine solche Häufung der Verbrechen dem Dichter übermäßig, und er gewann durch die Annahme ihres kurz vorhergegangenen Todes eine sehr passende Veranlassung für den Herzog, sein Geheimniß zu entdecken, wobei er aus den Memoiren die Sorge der Herzogin beibehalten konnte, durch die Entdeckung des Geheimnisses ihren Ruf zu beflecken. Die lange Vorbereitung auf die Anerkennung der Prinzessin wird einfach dadurch abgeschnitten, daß der Herzog seine Tochter gleich auf der Jagd nach dem unglücklichen Sturze dem König vorstellt, und dieser ihm die feierliche Einführung als Prinzessin von Geblüt an seinem nahen Geburtstag zusichert. Die Memoiren lassen die Unglückliche zwischen dem Kloster und der Heirat wählen, wobei sie einer weiten Darlegung bedürfen, wie man sie vom Kloster zurückgehalten und endlich wieder herausgelockt. Goethe läßt die Verbannung nach den Inseln über Eugenien verfügen; die einzige Bedingung, unter welcher sie im Vaterland bleiben darf, ist die Schließung einer bürgerlichen Ehe, welche ihr alle Ansprüche auf ihre Geburt raubt. In ihrer Noth entdeckt sich die Hofmeisterin, die nur im letztern Falle Rückkehr für sich selbst hoffen kann, dem Gerichtsrath, der, von Liebe zu Eugenien ergriffen, ihr seine Hand anbietet. Daß Eugenie nicht dem Bruder allein, sondern politischem Parteistreit zum Opfer fällt, der König selbst in ihre Verbannung willigt, ist eine höchst glückliche, das Ganze erhebende Wendung.

Der Dichter hat der Handlung den Hintergrund des Um-

sturzes eines sittlich vermoderten Reiches gegeben, worin solche Gewaltthaten sich ereignen konnten. Hierin gingen ihm schon die Memoiren voran, die aber nicht die Herstellung der gestürzten Monarchie berichten konnten. Schwebte Goethe hierbei auch Frankreich vor, wo auch die wirkliche Geschichte spielt, so hat er doch die Handlung ganz über den Kreis eines bestimmten Landes emporgehoben, alle Hindeutungen auf bekannte Oertlichkeiten und bestimmte geschichtliche Personen gemieden, welche dem Dichter sonst so leichte Mittel zur Veranschaulichung bieten. Nicht allein sind die Inseln und die Hafenstadt nicht näher bezeichnet, sondern nichts erinnert an ein bestimmtes Land, selbst der König trägt keinen Namen. Der König, welcher die Prinzessin in den Memoiren anerkennen will, ist Ludwig XV., ihre Verheiratung fällt noch vor dessen Tod, die wirkliche Anerkennung erfolgt unter dem unglücklichen Nachfolger desselben. Goethe mußte in der ganzen Trilogie einen und denselben König haben, und hier hätte er sich nur für Ludwig XVI. entscheiden können. Eine solche Abweichung von den zu Grunde liegenden Memoiren würde er sich unbedenklich gestattet haben: allein ihm galt es, eine rein dichterische Wirkung hervorzubringen, und so entsagte er jeder Anknüpfung an bekannte Personen und Oertlichkeiten, im vollen Bewußtsein, daß es ihm auch ohne diesen Behelf gelingen werde, die Darstellung zu klarster Anschaulichkeit zu erheben, die Personen zu idealen, aber in sich vollendet ausgeprägten Gestalten von selbständigem Leben zu schaffen.

III. Haltung und Handlung der Trilogie.

Der Boden, auf welchem sich die Trilogie erhebt, ist die sittlich und politisch ausgehöhlte Monarchie. Für den Standpunkt des Dichters ist in dieser Beziehung von höchster Wichtigkeit seine für unser Stück entworfene Nachweisung des Ganges von der absoluten Despotie bis zur Anarchie des Pöbels. Sie findet sich gleich nach dem Szenarium des zweiten Stückes (B. 34, 348 f.), ist aber bisher völlig unbeachtet geblieben, nur daß Rosenkranz ihr eine entschieden falsche, den Worten widerstrebende Deutung gegeben hat. Der absolute Despotismus, der nur Intrigue und Gewalt kennt, gibt sich dem Genusse hin, und geht dadurch in die zweite Form des Despotismus über, den untergeordneten, welcher die Herrschaft des Herrschers ganz an sich zu ziehen und sie zum Vortheil der Ihrigen und zur Anhäufung des Besitzes zu verwenden sucht. Dieser Despotismus der Vasallenherrschaft, die den größten Theil des Besitzes in ihrer Hand vereinigt, drückt nach unten hin so gewaltig, daß sie das Bewußtsein der Noth hervorruft und die Gier der untern Stände nach Besitz weckt. Da sucht man denn durch Gewalt und List sich möglichst in Besitz zu setzen, und so wird, da die Grundsätze der Sittlichkeit schwinden, die Rohheit

herrschend, welche endlich mit dem untern Despotismus in Kampf geräth, wodurch denn alle Ordnung schwindet, der Pöbel in seinem Hasse gegen alles Hohe seine Willkürherrschaft erhebt. Der Zustand, in welchem wir den Staat am Anfange der Trilogie finden, ist der des untern Despotismus, der, von wildester Besitzsucht ergriffen, kein Recht und keine Scheu kennt. Der König steht unter der Gewalt der Großen, die nach Willkür schalten; seine Milde steigert ihre Herrschsucht. Der Herzog wünscht, daß der König seine Herrschaft diesen gegenüber mehr wahre und tritt zur Partei der mit den gränzenlosen Ausschreitungen Unzufriedenen, wenn er sich auch nicht ganz vom Hof entfernt hält, wo er als Oheim des Königs eine der ersten Stellen einnehmen sollte. Der Tod der Fürstin, die bisher das Geheimniß von Eugeniens Abkunft zu bewahren gesucht, bringt ihn wieder dem Könige näher, da er von diesem die Anerkennung Eugeniens zu erlangen hofft. Schon hat er angedeutet, daß er ihm nächstens eine vertrauensvolle Mittheilung zu machen habe, als die Jagd ihm das Geheimniß entlockt, das bereits längst für Hof und Stadt kein Geheimniß mehr ist, und der Sturz Eugeniens bewirkt ganz unerwartet die Vorstellung bei dem Könige, der die feierliche Anerkennung auf seinen nahen Geburtstag zusagt. Hier aber tritt zugleich das Zerwürfniß zwischen dem König und dem Herzog hervor, wobei Eugenie ihre höchste Verehrung des Königs und des Königthums ausspricht, die sie später so glänzend bewähren soll. Der Herzog verspricht der Tochter den zur feierlichen Handlung nöthigen Putz, für dessen Anschaffung er schon längst gesorgt, noch an demselben Tage zustellen zu lassen, doch unter der strengen Mahnung, den reichen Putzkasten, den er ihr zusenden wird, nicht eher mit dem ihr sogleich anvertrauten Schlüssel zu öffnen, bis er sie wieder gesehen habe, nie-

mand aber ein Wort von der Sache zu vertrauen. Sie scheiden nicht ohne schmerzliche Vorahnung ihres Unglücks.

Während der Herzog die Anerkennung Eugeniens zu beschleunigen sucht, hat dessen wilder, gegen die ungelegene Schwester erbitterter Sohn seine Pläne nicht weniger eifrig betrieben, da ihm die Absicht seines Vaters nicht entgehn konnte, deren Erfüllung immer bedenklicher sich herannahte; hat er ja erkundet, daß die Schmucksachen zu der ersten feierlichen Erscheinung Eugeniens bei Hofe längst bereit stehen. Die Hofmeisterin soll Eugenien entführen, so daß sie und ihr Name ganz aus der Welt verschwinde. Vergebens will diese sich weigern, das Glück ihres geliebten Zöglings so grausam zu zerstören, die Drohung, daß sie hierdurch augenblicklichen Tod über sie bringen werde, raubt ihr jeden Widerstand; nur mit andeutenden Worten, deren Grund Eugenie in der Freude ihres Herzens gar nicht zu ahnen vermag, sucht sie dieser die drohende Gefahr nahe zu legen. Eugeniens begeisterte treue Anhänglichkeit an den König erhält in ihrem Sonett, das später für sie zeugen soll, ihren entschiedensten Ausdruck. Hiermit ist die eigentliche Exposition der Trilogie zu Ende; alle Fäden, die zur Entwicklung sich verschlingen, sind hier bereits angeknüpft.

Von der wirklichen Entführung empfangen wir im dritten Aufzug Kunde, der uns die Mittel zeigt, womit man dem Herzog die Ueberzeugung vom Tode seiner Tochter beizubringen sucht. Wir sehen tief in die Schändlichkeit dieses Treibens und sind Zeugen von dem das innerste Herz krampfhaft ergreifenden Schmerze des gebeugten Vaters, der sich aber zuletzt wieder emporrafft, um Eugeniens würdig zu wirken. Wir vernehmen hier, daß der Sekretär mit zur Partei gehört, welche den König zur Erfüllung ihrer eigensüchtigen Zwecke mißbraucht.

Im vierten Aufzug erfahren wir sodann, daß diese Partei den König dazu vermocht, die Ordre gegen das unglückliche Mädchen auszustellen, welche sie dem sichern Tode zuführt, wenn sie es nicht vorziehen sollte, durch eine bürgerliche Ehe allen Ansprüchen auf ihre Geburt zu entsagen. Auffallen könnte es, daß man hier nicht zu einem entschiedenern Mittel greift, Eugenien wirklich tödtet, und daß man den Herzog nicht in Anklagezustand zu setzen sucht: aber die Schurkerei ist feige und hütet sich vor dem Aergsten, das sie leicht verrathen könnte; heimtückisch raubt sie dem Herzog seine Tochter, wohl in der Hoffnung, dieser Schlag werde sein Leben so erschüttern, daß es in seinen Grundfesten wanke und er zu keinem kräftigen Wirken sich mehr ermannen könne.

Der vierte und fünfte Aufzug zeigen uns den bittern Kampf der auf den Sieg des Rechts hoffenden fürstlichen Jungfrau, die endlich, um dem Vaterland sich zu erhalten, dem um ihre Liebe sich bewerbenden Gerichtsrath zutrauensvoll sich überläßt. Die edelmüthig angebotene Hand des Gerichtsrathes weist sie zuerst dankbar zurück, weil es ihr unmöglich scheint, ihrer fürstlichen Geburt zu entsagen. Nachdem sie vergeblich die Hofmeisterin gebeten, sie nicht dem grausamen Tode auf den Inseln zu überliefern, setzt sie zunächst ihre volle Hoffnung auf das Volk, da der Gerichtsrath die Berufung auf Recht und Gerechtigkeit als nutzlos in diesem außerordentlichen Falle bezeichnet hat. Sie erwartet, das Volk werde sie mit Gewalt von der zu ihrem Tod gedungenen Hofmeisterin befreien, und so das zu ihrem Verderben gesponnene Netz zerreißen. Doch dieses wagt keinen Schritt zu ihrem Besten. Wenn sie das Gericht und die natürliche Stimme des Volkes vergeblich angerufen hat, so erwartet sie jetzt von dem Manne der Waffen, dem jungen Militärgouver=

neur, dessen mannhafte und freie Seele nicht durch äußere, unehrenhafte Rücksichten gehemmt wird, sichere Verwendung; allein das verhängnißvolle Blatt in der Hand der Hofmeisterin fesselt auch seinen guten Willen. So will sie denn im Kloster eine Zufluchtstätte suchen, doch auch dorthin dringt die mächtige Hand, der sie zum Opfer fällt, und so sieht sie sich auch von diesem heiligen Orte ausgeschlossen. Jetzt erst wagt sie, sich über den schrecklichen Befehl, der sie überall zurückweist, Gewißheit zu verschaffen, und zu ihrem Schrecken sieht sie, daß ihre Verbannung vom König selbst beschlossen ist. Verzweiflungsvoll will sie nun ihrem elenden Dasein eine Ende machen, als die Lust zum frischen Leben sie von diesem letzten Schritt zurückhält, und zugleich die Hoffnung erregt, daß doch noch ein Weg der Rettung ihr offen stehn müsse. In ihrer Rathlosigkeit wünscht sie ein äußeres Zeichen, das sie leite, als ihr der Mönch entgegentritt, dessen Gegenwart sie als eine Fügung des Himmels betrachten muß. Aber nicht seinem Rathe, nach den Inseln getrost hinüberzufahren, kann sie sich fügen, die Weissagung von dem Verhängniß des Vaterlandes trifft ihre Seele viel tiefer, und so sieht sie sich zum Entschlusse gedrungen, im Vaterland zurückzubleiben, worin zu leben, für das zu wirken sie sich berufen fühlt, wobei sie die frohe Hoffnung ihrer Wiederherstellung nicht unterdrücken kann. So erklärt sie denn dem Gerichtsrath, bleiben zu wollen, wenn er sie als Schwester betrachten und ihr ein einsam gelegenes Gut zur Wohnung anweisen könne, und als dieser mit schwerer Ueberwindung seiner glühenden Leidenschaft sich zu dieser Entsagung bereit finden läßt, gibt sie ihm den schönsten Beweis ihres Zutrauens, indem sie ihren Willen ausspricht, ihre Verbindung vor dem Altar zu bekräftigen. Daß diese Ehe aber gerade doch nur eine Scheinehe sei, versteht sich nach allem

von selbst. Hier, wo Eugenie aus Liebe zum Vaterland sich entschließt, ihrer Geburt vorab zu entsagen und einen Bürgerlichen als ihren Gatten anzuerkennen, schließt der erste Theil der Trilogie, der freilich nicht als ein durchaus selbständiges Drama gelten kann, da er nicht allein am Schlusse auf eine weitere Entwicklung hindeutet, sondern auch die drei ersten Aufzüge für die eigentliche tragische Handlung der beiden letzten eine zu große Ausführung haben würden, wogegen diese bei einer trilogischen Verbindung in einem richtigen Verhältniß zum Ganzen stehen.

Das zweite Stück führt uns in die erste Phase des Umsturzes. In genauester Anknüpfung an das erste Stück treffen wir zunächst die eben zurückgekehrte Hofmeisterin in einer Unterredung mit dem Sekretär, der mit der Art, wie man Eugenien untergebracht, ganz zufrieden ist und zugleich schildert, wie man dafür gesorgt, daß an den Herzog kein Brief habe gelangen können. Da die Hofmeisterin die gewünschte Heirat nun mit Recht fordern darf, so sieht der Sekretär sich veranlaßt, die jetzige politische Lage zu schildern, welche es noch wünschenswerth erscheinen lasse, daß er in der Nähe des Herzogs bleibe, um dessen Plane seiner Partei zu verrathen; jetzt gerade ist der Zeitpunkt, wo er wirken muß, da eine höchst wichtige Entscheidung bevorsteht, weshalb er die Heirat noch verschieben muß. Zur Hofmeisterin, welche, wie der Sekretär dem Herzog eingeredet, nach dem Tode Eugeniens entflohen, weil sie vor seinem Angesichte zu erscheinen sich fürchtete, tritt nun der Herzog, der sie nur mit tiefster Rührung wiedersehn kann. Er benimmt ihr alle Furcht und spricht seinen wärmsten Dank aus für die seiner Tochter gewidmete liebevollste Sorge. Sie kann nur mit der Aeußerung ihrer unendlichen Trauer um die so schrecklich

Hingeschiedene ihm erwiedern, und als der Herzog des bald verklungenen Gerüchtes erwähnt, daß sie noch lebe, den sehnlichsten Wunsch ausdrücken, daß dies sich wirklich so verhalten möchte, der leider ein ganz vergeblicher sei. Der Herzog entläßt sie dann freundlichst, indem er ihr die ganze Einrichtung seiner Tochter schenkt, die ihn nur zu sehr an seinen schmerzlichen Verlust errinnere, da sein Schmerz keiner solchen Auffrischung bedarf. In den Memoiren wird der ganze Besitz der jungen Gräfin unter ihre Dienerschaft vertheilt und bei einem spätern Besuche der Hofmeisterin in Paris verspricht ihr Guerin, bei dem Herzog die Zahlung einer beim Notar stehenden Summe ihr zu erwirken, deren Empfang dem Herzog selbst zu schmerzlich sein werde. Unmittelbar darauf tritt der Zwiespalt des Herzogs mit dem Könige an uns heran. Der König läßt dem Herzog durch den Grafen über seine immer weitere Entfernung von ihm Vorwürfe machen, welche dieser mit eben solchen erwiedert, und da der Graf den König in Schutz nehmen will, weist er dessen Schilderung als eine den Kern der Sache verhüllende zurück, indem er dem Grafen vorwirft, daß er nach Weise der Günstlinge seinen Einfluß auf den König mißbrauche. Jener stellt die Günstlingschaft von ihrer guten Seite dar, da der König durch sie so mancher Sorge enthoben werde, aber der Herzog vertritt die „allgemeinere Ansicht,“ und hebt den Unsegen derselben für den Staat und den König selbst hervor, dessen Anschauung sie völlig trübe, dem sie die Liebe und Achtung der zurückstehenden Großen und des Volkes raube. Da aber der Graf, hiervon ablenkend, auf seine Forderung zurückkommt und eine entschiedene Erklärung verlangt, daß er dem Willen des Königs Folge zu leisten bereit sei, kann der Herzog nur eine unentschiedene, auf die schlechte Berathung des Königs und seinen guten Willen hindeutende Antwort geben.

Nach der Entfernung des Grafen [1]) spricht der Herzog den Wunsch aus, bei einer so bedenklichen Lage Eugenien noch zu besitzen, deren reinfühlende Seele ihn am besten berathen würde, aber er muß sie auch glücklich schätzen, daß sie eine so traurige Zeit nicht erlebt, wo der schrecklichste Umsturz zu fürchten, da der Druck und der Uebermuth der Großen unleidlich geworden.

Sehen wir im ersten Aufzug in den Zwiespalt zwischen der den König beherrschenden Partei und der des Herzogs, so zeigt uns der zweite, der auf Eugeniens Landgut spielt [2]), die Gegenwirkung des durch den Druck der habgierigen Großen aufgeregten Bürgerstandes, des dem Adel und der Geistlichkeit entgegenstehenden dritten Standes. Zum ersten Male kommt der Gerichtsrath heute auf sein Gut, das Eugenie unterdessen mit wirthschaftlichem Sinne bestens hergestellt hat. Sie hat ihn nicht hierher beschieden, wie sie ihm dies am Ende des ersten Stückes in Aussicht gestellt („Du wartest meinen Ruf geduldig ab"), sondern er selbst hat den Wunsch geäußert, an diesem Tage mit Gästen, womit er etwas zu berathen habe, das Gut zu besuchen. Im Selbstgespräch vernehmen wir seine Freude an der neuen Einrichtung des Gutes, dessen er sich einst im vollen Besitze der Liebe Eugeniens erfreuen möchte. Aber die Zeit ist so drohend geworden, daß jeder friedliche Genuß in weiter Ferne liegt. [Die Entwicklung seiner Ansicht der Dinge würde eine treffliche Einleitung zur folgenden politischen Berathung gebildet

---

1) Im Schema steht hier seltsam genug: „G r a f. Und dazu ab", wofür man „Unmuthig ab" oder etwas ähnliches erwartete.

2) Auf bloßem Versehen beruht die Angabe Goethes B. 27, 126, das zweite Stück der Trilogie solle auf dem Landgute Eugeniens, erst das dritte in der Hauptstadt spielen.

haben. Vor Eugenien aber, die er nahen sieht, muß er jede düstere Ansicht der Zeit, welche sie nur beunruhigen könnte, zu verbergen suchen. Diese tritt zunächst nach dankbarer Begrüßung als tüchtige, in ihrem Wirkungskreise sich behaglich fühlende Wirthschafterin hervor, die auch für ihn und seine Gäste alles in Bereitschaft gesetzt hat. Des Gerichtsraths Dank, daß sie seiner Bitte entsprochen, erwiedert Eugenie durch ein gleiches Gefühl, daß er seinem Worte, ihren Ruf abzuwarten, so treu nachgekommen, wobei dieser die Bemerkung nicht unterdrücken kann, wie schwer ihm die lange Entfernung geworden; Eugenie aber lenkt das Gespräch auf die öffentlichen Zustände, die der Gerichtsrath, um sie nicht zu beunruhigen, ins Beste schildert, indem er die Hoffnung ausspricht, daß den gerechten Klagen bald Abhülfe zu Theil und dadurch Ruhe und Ordnung zurückkehren werde. Eugeniens düstere Ahnung, daß die aufgeregten Wogen der Leidenschaft sich nicht so bald legen werden, sucht der Liebende zu verscheuchen. Diese aber erkennt in seinen Aeußerungen mit inniger Verehrung den edlen, wohlwollenden Mann, dem sie sich und ihr Schicksal gern vertraut, worauf denn der Gerichtsrath sein sehnlichstes Verlangen nach ihrer Liebe zu äußern sich gedrungen fühlt. Die Ankunft der Gäste unterbricht die Unterhaltung der Liebenden in dem Augenblicke, wo Eugenie auch ihre Liebesneigung zu bekennen beginnt. Es folgt nun die Berathung des Gerichtsrathes mit seinen Gästen, welche dieser in das Haus nöthigen will, wogegen der Sachwalter das Tagen unter freiem Himmel vorzieht, indem er an den Schwur der drei Telle (Werner Stauffacher, Arnold von Melchthal und Walter Fürst) auf dem Rütli (vgl. B. 22, 360. 10, 194) errinnert. Der Gerichtsrath schildert gleichsam als Präsident der Versammlung den Zustand der Auflösung im ganzen Reiche und will das wahre Heil

in gleicher Berücksichtigung aller Rechte finden, während von den Umsturzmännern jede Partei für sich die Herrschaft in Anspruch nehmen wollte im Namen der untheilbaren Republik, als der Quelle aller Macht und Größe, wobei sie aber zunächst nur an sich und ihre Ansicht dachten. Nur wenn alle sich dem gemeinen Besten unterordnen und dafür zu wirken bereit sind, ist ein fester und sicherer Bestand des Staates möglich. Das Schema deutet dies mit den Worten an: „Patriotisches Zusammenhalten durch Föderalismus", wo Föderalismus nicht in dem Sinne genommen werden darf, den die Bergpartei dem Worte beilegte, um die Girondisten zu verdächtigen, vielmehr deutet er auf die wirkliche Ansicht dieser hin, die als gemäßigte Republicaner nur eine geordnete Freiheit wünschten. Dagegen verfolgen die drei andern hier auftretenden Personen ihr Sonderinteresse und trennen sich von dem Streben nach allgemeiner, die Rechte aller anerkennender und schützender Freiheit. Der Sachwalter möchte den ganzen Besitz an sich reißen, ohne irgend der bisherigen Besitzer zu achten, der Soldat dringt nach Einheit mit einem obern Verbindungspunkt, wobei aber die Gewalt der Waffen das Zepter führen soll, der Handwerker endlich will völlige Vernichtung aller höhern Klassen, die vollständigste Gleichheit[1]). An eine Vereinigung dieser widerstrebenden Ansichten, die hier zum erstenmal auf einander stoßen, ist nicht zu denken; die Parteien gehen in Streit auseinander. Auf Eugeniens Frage nach der Ursache der raschen, wie es schien, in Streit erfolgten Trennung entwirft der Gerichtsrath ein allgemeines Bild dieser

1) Vor den Worten „Gewaltsames Nivelliren. Zerstörung der einen Partei" ist das die Rede des Handwerkers bezeichnende H. durch Versehen ausgefallen.

Parteien, die er noch zu vereinigen hofft. Eugenie dagegen möchte ihn gern von diesem politischen Treiben ganz abbringen, weshalb sie die Anmuth des ländlichen Besitzthums hervorhebt, in dessen thätiger Pflege und Förderung sich der Mann verewigen könne. Da aber der Gerichtsrath bemerkt, daß er dazu keine Neigung fühle, so deutet sie auf das Glück eines liebenden Paares, in einem solchen Besitzthum fern von der wogenden Welt hin, und führt so die Unterhaltung auf den Punkt zurück, wo sie durch die Ankunft der Gäste unterbrochen worden. Der Gerichtsrath gibt seiner Neigung nach und es kommt zur Umarmung, sowie zum Bekenntniß, daß sie sich ganz ihm hingegeben fühlt. Da aber der Geliebte den Wunsch, ihrer ganz würdig zu sein, nicht unterdrücken kann und sich zu dem Geständniß seiner Hoffnung auf eine höhere Stellung im Staate in Folge der politischen Erhebung hinreißen läßt (aus den Girondisten wählte Ludwig XVI. im März 1792 seine Minister), so geräth Eugenie über dieses Streben, in der Bewegung sich emporzuschwingen, in Entsetzen. Seine nähere Erklärung, wodurch er sie zu beruhigen meint, vermehrt ihren Abscheu, indem sie in die Tiefe gährender Ehrsucht schaut. Vergebens bietet sie ihm ihre ganze Neigung dar, wenn er sich von der politischen Laufbahn zurückhalte, sie will ihm das Recht des Kusses gestatten, nicht ohne Hindeutung auf engste Verbindung; im Kampfe beider Leidenschaften, der Ehrsucht und Liebe, siegt zur tiefsten Beleidigung von Eugeniens sehnsüchtigem Herzen die erstere. Der Gerichtsrath entfernt sich, nicht ohne vorher seinen bittersten Schmerz, einem solchen Glück entsagen zu müssen, lebhaft geäußert zu haben. Eugenie aber, welche auf diese Weise zur Einsicht gekommen, wie mächtig die politische Gährung um sich greife, fühlt sich unwiderstehlich getrieben, sich selbst in die Fluten der Be-

wegung zu stürzen, um dem König und ihrem Vater, die trotz der drängenden Gefahr selbst einander entgegenwirken, zur Seite zu stehn.

Von dem dritten Aufzuge fehlt uns das wohl gar nicht ausgeführte Schema, so daß wir auf das bloße, keine volle Gewißheit über den Inhalt bietende Szenarium beschränkt sind. Der größte Theil des Aufzuges spielt auf einem Platze der Hauptstadt. Die Bewegung ist im Gange, der Herzog ist gegen den übel berathenen König aufgestanden. Der Weltgeistliche belehrt uns zunächst über den Stand der Dinge; zu ihm treten die Hofmeisterin und der Sekretär, von denen erstere beruhigend zu wirken sucht. Dann kommt der am rücksichtslosesten den Umsturz predigende Handwerker, der die arge Bedrückung und die unter dem Schutze der Macht wirkende Niederträchtigkeit hervorheben sollte. Auch der vom jubelnden Volk umdrängte Herzog erscheint, der seine Absicht, das Recht zu schützen und den Mißbräuchen zu steuern, entschieden ausspricht. Endlich kommt auch Eugenie. Wir irren wohl nicht, wenn wir sie uns in Offizierstracht denken; sie hatte sich an den Herzog gewandt und, ohne sich diesem zu erkennen zu geben, ihre treuen Dienste in dieser drohenden Zeit ihm dargeboten, welche dieser mit vollstem Vertrauen annahm. Wir haben sie uns als eine Art Adjutant des Herogs zu denken, dessen Befehl sie eben ausgerichtet. Der zweite Theil des Aufzugs spielt wieder im Zimmer des Herzogs. Wenn hier zuerst der König auftritt, zu dem in der folgenden Szene Eugenie tritt, diese in der letzten mit der Wache allein ist, so kann der König sich nur auf des Herzogs Befehl in dessen Zimmer befinden, dieser muß in Folge der neuen Ordnung der Dinge ihn hierher gebracht haben. Eugenie, die sich ihm so wenig als dem Herzog entdeckt, spricht ihm Muth und

Vertrauen zum Herzog zu, wenn sie auch die Furcht vor einem weitern Fortschreiten der Umwälzung nicht unterdrücken kann; ihn sicher zu stellen, umgibt sie ihn mit einer Wache. Viehoffs Annahme, Eugenie sei verhaftet worden, ist ein Einfall, auf den man freilich augenblicklich gerathen kann, besonders wenn man sich der von der Wache umgebenen Amenaïde in Voltaires Tankred erinnert, aber bei irgend genauerer Betrachtung ergibt sich seine Trüglichkeit. Wer soll denn Eugenien im Palast des Herzogs verhaften lassen? doch nicht etwa der König, der selbst gefangen sein muß? Und wenn der Herzog, so müßten wir doch auch wohl diesen hier auftreten sehn. Der Schein, als ob Eugenie im folgenden Aufzug verhaftet sei, ist eben nur Schein; aus ihrem Auftreten im Gefängniß folgt dies mit nichten und im fünften Aufzug ist sie offenbar frei, ohne daß eine Veranlassung zu einem so raschen Wechsel sich ergäbe.

Der vierte Aufzug führt uns ins Gefängniß. In Folge des Sieges des Herzogs über die entgegenstrebende Partei sind diejenigen, welche unter dem König in höchsten Ehren standen, verhaftet worden, zunächst das Haupt der Partei, der erste Günstling des Königs, der Graf, der uns die eingetretene Veränderung von seinem Standpunkte aus schildert und zugleich seine Besorgniß um den gefangenen König ausspricht. Als Mitgenossen seines Schicksals finden wir dann die militärischen und geistlichen Würdeträger, den Gouverneur und die Aebtissin, die sich bei dem allgemeinen Verderben auch nicht frei erhalten haben, wenistens sich gerechtem Verdacht ausgesetzt. Alle drei ergehen sich in Erinnerung der vergangenen glänzenden Zeiten, wo sie und ihre Familien sich in den reichsten Verhältnissen befanden und einem verschwenderischen Leben sich sorglos hingeben konnten. Wenn wir dann weiter nicht allein den verbrecherischen Welt-

geistlichen, sondern auch den edlen, aufopferungsvollen Mönch unter den Gefangenen finden, so hat den letztern nur sein rücksichtsloser Freimuth an diese Stelle gebracht. Daß er bloß zum Trost der Gefangenen gekommen, ist höchst unwahrscheinlich, da er zugleich mit dem Weltgeistlichen kommt. Zu dem Weltgeistlichen, den der Verlust seines durch Verbrechen erlangten Wohlstandes bitter schmerzt und zugleich die drohende Strafe in Furcht setzt, bildet der Mönch einen entschiedenen Gegensatz, der nicht die nächste Zukunft, sondern die noch weitere Entwicklung des Umsturzes im Auge hat, der nicht an sich, sondern an die allgemeine Lage denkt. Als darauf auch die Hofmeisterin und der Sekretär ins Gefängniß wandern müssen, da ergreift den Weltgeistlichen die bitterste Wuth über diese Menschen, die ihm seine glückliche Unschuld durch ihre Verführung geraubt (im Grunde gilt sein Vorwurf nur dem Sekretär), und er muß seine Schuld an Eugeniens Verderben verzweiflungsvoll gestehn, wodurch denn auch in den übrigen die Erinnerung an die so unglückliche als jeder Liebe, jedes Glückes werthe Prinzessin wachgerufen wird. Da tritt Eugenie selbst unerkannt als Adjutant des Herzogs ein, um sich von dem Zustand der Gefangenen zu überzeugen. Von diesem Auftritte wissen wir nur, daß er mit einer „begeisterten Rede des Mönchs" begann; denn mit dieser Andeutung bricht das Schema ab. Da von irgend einer vorhergehenden Rede Eugeniens keine Andeutung sich findet, so müssen wir wohl annehmen, der Mönch kümmere sich nicht um die Ankunft des herzoglichen Adjutanten, sondern spreche, von wärmster Begeisterung getrieben, seine Ueberzeugung aus, daß die fürstliche Jungfrau zum Segen des Reiches zurückkehren und Ruhe und Frieden auf sicherer Grundlage herstellen werde. Hieran schloß sich wohl ein kurzes Gespräch zwischen Eugenien und dem

Mönche, worin diese den Wunsch aussprach, die Weissagung möge in Erfüllung gehn. Am Schlusse trat nun noch der Handwerker auf, auch dieser keineswegs als Gefangener, sondern als ein zu Ansehen und Macht gelangter Mann der Bewegung, der im Gegensatz zu Eugenien völlige Gleichheit, die Vernichtung alles Standesunterschiedes und jeder nicht vom Volke stammenden Gewalt verlangt.

Beim fünften Aufzug sind wir wieder auf das bloße Szenarium beschränkt, das uns, wie Viehoff, der sogar das deutlich im Schema Ausgesprochene nicht überall erkennt, ganz rathlos lassen würde, wären wir nicht durch das Vorhergehende über den Charakter der auftretenden Personen und die nothwendige Entwicklung aufgeklärt. Der Ort der Handlung ist gar nicht angegeben, aber unmöglich kann das Gefängniß des vorigen Aufzuges beibehalten sein; wir haben uns ein öffentliches Gebäude, wohl das Stadthaus, zu denken, das in der französischen Umwälzung eine so bedeutende Rolle spielte. Zunächst finden wir die beiden am weitesten mit ihren Forderungen gehenden Personen, den Handwerker und den Sachwalter, von denen der eine alles gleich machen, der andere alle Vortheile der bisherigen Besitzer an sich reißen und diese selbst vernichten möchte. Der „pfiffige" Sachwalter entfernt sich, um das Volk zu weitern Forderungen und entschiedenstem Umsturz aufzustacheln. Zu dem Handwerker tritt nun der Gerichtsrath, der beim Herzog wirklich zu der hohen Stellung gelangt ist, welche sein von dem Bewußtsein der in ihm liegenden Kraft eingegebener Wunsch sich ersehnt hat. In ihrer Unterredung spricht sich die entgegengesetzte Ansicht beider entschieden aus. Der Gerichtsrath will allen gerechten Forderungen des Volkes Rechnung tragen, wogegen dem Handwerker der jetzige Zustand der Dinge so we-

nig genügt, daß ihm alles bisher Errungene ein leeres Nichts scheint; der vollendete Umsturz alles Bestehenden, die durchgeführte Volksherrschaft ist das Ziel, wonach man rücksichtslos vordringen müsse. Eugenie erscheint, wahrscheinlich um den Gerichtsrath zum Herzog abzurufen, der seines Rathes und Beistandes augenblicklich dringend bedarf. Zu ihr treten darauf die beiden entschiedenen Umsturzmänner, der Handwerker und der Sachwalter; im leidenschaftlich bewegten Gespräch entwickelt Eugenie ihre tiefe Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer höhern, dem gewöhnlichen Wechsel der Dinge entrückten Gewalt, eines vom Vertrauen des Volkes getragenen Königthums. In der darauf folgenden Szene zwischen dem Handwerker und Sachwalter werden wir vom Fortschritt der Dinge unterrichtet; der Soldat beschreibt dann die wachsende Gährung, der Sachwalter entfernt sich, um weiter zu wirken. Der letzte Auftritt führt den Gerichtsrath mit dem Soldaten und Handwerker zusammen; vergebens sucht dieser beide für die Erhaltung der Ruhe zu gewinnen; der Soldat weigert sich, entschieden zum Herzog überzutreten, der Handwerker sieht im Umsturz das einzige Heil. So tritt denn am Ende des zweiten Stückes der vulkanische Ausbruch der zur Wuth aufgestachelten Masse des Volks als unvermeidlich hervor.

Von dem dritten Stücke wissen wir nur, daß das wiedergefundene Sonett des ersten „mitten in der größten Verwirrung freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben" (B. 27, 126). Wie aber diese Wiederauffindung in dem geheimen Schranke von Eugeniens Zimmer bewirkt werden sollte, können wir nicht errathen, und vielleicht war der Dichter selbst hierüber noch im Unklaren, wie er sich auch die endliche Bewältigung der aufgeregten, den König und den

Herzog bedrohenden Massen noch nicht klar entwickelt haben dürfte. Die Erfindung war ihm hier wohl noch nicht gelungen, wofür der Mangel des Schemas dieses dritten Stückes sprechen dürfte. Jedenfalls sollte Eugenie in der höchsten persönlichen Bedrängniß dem Könige und dem Herzoge schützend zur Seite stehn, durch ihren Heldenmuth auf die Massen wirken und endlich durch die Entdeckung, wer sie sei, die beiden eng verwandten, so lange getrennten höchsten Herrn miteinander versöhnen. Möglich wäre es, daß Eugenie mit dem Herzog und dem Könige sich nach ihrer ehemaligen Wohnung zurückziehen müßte, das Volk hier mit Gewalt eindränge und bei dieser Gelegenheit das Sonett entdeckt würde. Von dem Bruder Eugeniens findet sich im Schema des zweiten Stückes keine Meldung, und ist es auch nicht wahrscheinlich, daß er im dritten, etwa unter dem Pöbelhaufen, eingeführt worden. Auch von den Söhnen des Königs, die ihm treu zur Seite ständen, haben wir keine Andeutung, wie sie denn auch kaum neben Eugenien eine Stelle fänden; ihres Todes ward wohl gelegentlich gedacht, wie auch des Unterganges von Eugeniens Bruder. Am Schlusse sollte wohl der König Eugenien seine Hand reichen und hierdurch auch äußerlich die innigste Verbindung mit dem Herzog bestätigt sein. Ob der Gerichtsrath als Opfer seiner Treue im Kampfe fallen oder dem Könige und dem Herzog als treuer Berather zur Seite stehn sollte, wagen wir nicht zu entscheiden. Als Grundlage der neuen Ordnung der Dinge würde eine kräftige, milde, auf die gerechten Wünsche des Volkes hörende und von dessen Vertrauen getragene Regierung erschienen sein. Der Hader unter den Großen ist geschlichtet, die zwischen den König, seine nächsten Angehörigen und das Volk sich stellenden eigensüchtigen Günst-

linge sind entfernt und daß Unterdrückung und Rechtlosigkeit keine Stätte mehr haben werden, dafür bürgt uns vor allem Eugenie, welche selbst diesen zum Opfer gefallen und nur durch die Größe ihres ächt fürstlichen Wesens, das sie in allen Verhältnissen bewährt, sich gerettet hat. So würde sie als eine fürstliche Dorothea hervorgetreten sein. Wie diese in der Bedrängniß selbst zum Schwert greift und auf der unseligen Auswanderung überall mit entschlossenem Muthe und klarer Einsicht für das allgemeine Wohl besorgt ist, so hält sich Eugenie mannhaft im Kampfe mit ihrem Geschicke und rettet in der hochgehenden Brandung der zum Umsturz wüthend andringenden Massen den Bestand des Staates. Wenn Goethe auch hier für die erbliche, auf Recht gegründete Monarchie, für die innigste Verbindung einer starken Regierung mit individueller Freiheit in die Schranken tritt, so ist dies der feste Boden, auf welchem seine politische Ansicht immerfort wurzelte. Freilich im einzelnen sich die Herstellung eines solchen Königthums, bei welchem auch die Rechte des Volkes unverbrüchlich gesichert seien, zu entwickeln war ihm nicht gegeben und ein gewisses Mißbehagen, hierauf näher einzugehn, mag mitgewirkt haben, ihn selbst von der Vollendung des Schemas abzuhalten; denn den Forderungen des Gerichtsrathes mußte doch auf irgend eine Weise Rechnung getragen werden, was ohne Einfluß des Volkes auf die Regierung unmöglich geschehn konnte. Oder müßte man wirklich annehmen, der Gerichtsrath sei durch die gemachten Erfahrungen bekehrt worden, und Eugenie sollte die reine, ausschließliche Monarchie auf den Pfeilern der Kraft und des Rechtes begründen, dessen Verletzung sie selbst so bitter empfunden hatte? Als sie den Gerichtsrath im vierten Aufzug um Schutz gegen ihre Unterdrückung anfleht,

muß dieser noch gestehn, daß das Recht nicht in die höhern Kreise zu dringen vermöge, und er gibt das als eine Nothwendigkeit zu. Im zweiten Stücke konnte er unmöglich noch auf diesem beschränkten Standpunkte stehn, er mußte, wie Eugeniens natürliches Gefühl, ein allen gemeinsames Recht fordern, die Unterdrückung jeder Willkür, wie sie die königlichen lettres de cachet übten. Daß gegen die Wiederkehr einer solchen Willkürherrschaft das Volk gesichert sei, von einer solchen Forderung konnte doch der Gerichtsrath auch zuletzt nicht ablassen, wenn anders eine wahre Beruhigung und feste Begründung erreicht werden sollte. Aber die Lösung dieser Aufgabe war dem Dichter wohl noch nicht klar, wie er auch die dramatische Bewältigung der Anarchie sich noch nicht erfunden haben dürfte. Was man von einer Auflösung des Stückes zu Gunsten der Stände gefabelt, beruht auf völliger Mißkennung der Absicht unseres Dichters, der freilich immerfort der Aufhebung des Adels, als der Stütze einer kräftigen Monarchie, entgegen war und, wie wenig aristokratisches Gelüste er auch in sich verspürte, doch auf Erhaltung fürstlicher Abstammung drang. Seine Eugenie ist hiervon ein redendes Zeugniß, wenn diese uns auch auf der andern Seite zeigt, daß eine bürgerliche Ehe für den Adel keineswegs als Entwürdigung gelten kann, da sie selbst, die hochfürstliche Jungfrau, einer solchen im zweiten Stück ganz geneigt scheint. Unmöglich konnte Goethe hierin seine in Wilhelm Meisters Lehrjahren entschieden ausgeprägte Ansicht geändert haben. Auch die Ballade Wanderer und Pächterin vom Jahre 1802 oder 1803 beruht auf dieser Ansicht, wogegen wir die Legitimität in der Ballade vom vertriebenen Grafen (1816) gefeiert sehen.

IV. Ausführung des ersten Theils.

Erster Aufzug. Goethes Wort an Eckermann, seine natürliche Tochter sei eine Kette von Motiven, bewährt sich vollkommen, wenn wir auch der weitern Andeutung, daß eben deshalb das Stück auf der Bühne kein Glück mache, gerade nicht zustimmen möchten. Gleich das erste Glied der Handlung, das Geständniß des Herzogs, ist auf genaueste Weise motivirt. Zunächst das Motiv des Ortes. Auf der Fährte des Hirsches ist der König mit dem Herzog zu einem so heimlichen als einsamen Waldplatze gelangt, der zu den vertraulichsten Gesprächen das Herz öffnet[1]). Diese Hirschjagd aber trennt nicht bloß sehr geschickt den Herzog und den König von ihrer Begleitung, sondern führt auch den für das folgende so wichtigen Sturz Eugeniens herbei; denn die Vorstellung vor dem Könige erfolgt dadurch viel rascher, die Aufmerksamkeit wird entschiedener auf die kühne Jägerin hingewandt, und nicht allein die rührende Scheideszene am Schlusse des ersten Aufzuges herbeigeführt, sondern auch für die Dar-

1) Trefflich ist der Ausdruck Stufenglück gewählt; die allmähliche Entwicklung der Kinder bezeichnet die Stufen, auf welchen das Glück der Eltern immer höher steigt.

stellung des Schmerzes im dritten ein tief einschneidender Stachel gewonnen. Zweitens das Motiv der Zeit. Der Herzog hat schon vor kurzem dem Könige zu verstehn gegeben, daß er ihm ein Geheimniß und zugleich einen darauf bezüglichen Wunsch mitzutheilen habe, und der Grund, weshalb er gerade vor kurzem sich entschlossen, dies zu gelegener Zeit zu eröffnen, liegt in dem neulich erfolgten Abscheiden der vor einer solchen Enthüllung sich entsetzenden Mutter. Dem König aber darf er getrost diese Mittheilung seines Vaterglückes machen, da dieser selbst seine Kinder für seinen höchsten Schatz hält[1]). Wie die Erwähnung des mißrathenen Sohnes sich ungesucht darbietet, so hat der Dichter auch gleich in den beiden ersten Reden das Verhältniß des Herzogs zum König, der sein Neffe, kurz anzudeuten und die Lage des Ortes zu bezeichnen gewußt. Die Bitte um die Anerkennung der Tochter als einer Prinzessin von Geblüt führt den Vater zu einer Hervorhebung ihrer Vorzüge, die er sorgsam zu pflegen gesucht, und in leichtem Uebergang gesteht er, daß der König sie selbst heute in seiner Nähe gesehen, wodurch wir dann wieder auf die Entfernung des Königs und des Herzogs von der Jagd hingewiesen werden. Die Lust der Jagd hat sie in die Weite auf falscher Fährte hingerissen, und Eugenie wird

1) In den Worten „Vollkommner Vaterfreuden Hochgenuß" ist „Vaterfreude" ein seit der dritten Ausgabe (1816) fortgepflanzter Druckfehler. Im folgenden ist „ererbt=, errungner Güter" zu schreiben; die Endung ist bei dem ersten Worte nach einem Goethe später geläufigen Gebrauche weggeblieben. Ererbt und errungen sind Gegensätze. Aehnlich sind weiter unten „unüberwindlich ungeheure Last", „zum Unvermeidlich=Ungeheuren", „leichtsinnig=augenblicklicher Genuß", „ein still=entferntes Landgut", und vieles andere, wo gewöhnlich beide Wörter durch Komma getrennt oder unverbunden sind.

sich unglücklich fühlen, sich so lang von der Seite des Königs entfernt zu sehen[1]). Der Hauptjagdzug hat indessen in der Nähe den Hirsch erlegt; zu ihm gehört der Graf, welchem der König, auf den er zueilt, schon aus der Ferne ruft, was der Zusammenlauf an jener Felsenwand bedeute. Durch ihn werden wir nicht allein von dem Unglücksfall unterrichtet, sondern wir vernehmen auch, das Geheimniß der Abkunft der ritterlichen Jungfrau sei längst aller Welt enthüllt[2]). Nachdem Eugenie wiedererstanden, eine Szene, worin die wechselseitige Liebe zwischen Vater und Tochter ihren bewegtesten Ausdruck erhält, entfernt der König sein Gefolge, um das Geheimniß sogleich förmlich in Gegenwart der Tochter zu vernehmen und die feierliche Anerkennung in allernächster Zeit zu versprechen. Hier tritt denn Eugeniens tiefes Bedürfniß wärmster, sich ganz hingebender Verehrung auf das entschiedenste hervor und besonders das reinste Gefühl für die Erhabenheit königlicher Majestät, das wohl nirgendwo einen innigern Ausdruck gefunden. Daß der König sie als Nichte anzuerkennen nicht ansteht, ist ein im Augenblick

---

1) Jenes Ufer deutet nicht darauf, daß der König auf der andern Seite des Flusses sich befinde, vielmehr sind alle, wenn auch weniger hastig dem Hirsche nachgestürzt. In der Lebhaftigkeit der Darstellung wird mit jener der Ort des Ufers, wohin die Jägerin übersetzte, der Erinnerung vorgehalten. Gleich darauf wird die Nähe des Monarchen als der Zielpunkt bezeichnet, wohin sie im Jagdgedränge sich immer zurückwünscht. Statt „verdrossnen Muthes" schreibt die Ausgabe letzter Hand nach ihrer nicht streng durchgeführten Weise „verdrossnes Muthes" u. ä., so auch kurz vorher „Mir Glücklichem" statt „Glücklichen".

2) In der Rede des Grafen ist erschien ich (ursprünglich erschien' ich) ein seit 1816 bis nach dem Tode des Dichters fortgepflanzter oder vielmehr geschlimmbesserter Druckfehler statt erschein' ich.

sie so überraschendes, wenn auch längst ersehntes Glück, daß sie, vom Gefühl überwältigt, vor dem König beschämt niedersinkt, der sie, nachdem er der Bescheidenheit und demüthigen Ergebenheit ihr Lob gespendet, durch das Zeichen vertraulichster Liebe zu sich heranhebt[1]). Wenn der Herzog seinen Dank für eine solche ihm selbst unerwartete Gabe kräftig ausspricht, so weiß Eugenie nur die Unbedeutentheit dessen, was sie dem Könige dagegen zu bieten vermag[2]), voll ergriffen zu bekennen, wodurch dieser veranlaßt wird, auf die Entfernung des Herzogs von ihm hinzudeuten und es als höchsten Gewinn zu bezeichnen, vermöchte sie ihm den Vater ganz zu erhalten, ihn von der Seite seiner Feinde abzuhalten[3]). Der Herzog wird durch diesen in Gegenwart der Tochter erhobenen Vorwurf betroffen, den Eugenie in

---

1) In der szenarischen Bemerkung „und drückt sie sanft an sich" war das Wort „sanft" seit 1816 durch Versehen ausgefallen.

2) „Vor dir und vor sich selbst verschwinden", nicht allein der König muß den einzelnen für nichts halten, sondern auch der einzelne selbst, wenn er seine Unbedeutendheit in dem großen Ganzen fühlt.

3) Die Memoiren erzählen: „Mein Vater, eben so sehr Feind der unbegränzten Willkür als eifriger Vertheidiger der gesetzmäßigen Regierung, hatte sich öffentlich (bei dem Streite mit dem Parlamente 1771) dafür erklärt, daß Obrigkeiten nicht abgesetzt werden dürften, was er als Grundgesetz des Staates ansah. Dadurch war er gewissermaßen in Ungnade gefallen, und man sagte mir, das könne Einfluß auf mein Schicksal haben, und Ludwig XV. gegen mich erkälten. Als ich eines Tages diese Besorgniß meinem Vater in Rousseaus Gegenwart mittheilte, erwiederte er lachend, der König liebe ihn mehr als alle seine Hofleute, deren Schmeicheleien ihn langweilten; der König habe nie an seiner Ergebenheit gezweifelt und wenn er auch nicht alle Tage nach Versailles gehe, so beweise er ihm doch durch seine uneigennützigen Rathschläge, daß er an ihm einen treuen Verwandten habe, der ihn nie verlassen werde, und werde der König auch seiner Tochter nicht vergessen."

jugendlichem Wahne des reinsten Verhältnisses nicht zu verstehn vermag. Der König begnügt sich mit dieser Andeutung und bedient sich der Hinweisung auf die mancherlei Gefahren und Mißverhältnisse am Hofe nur zum Uebergange auf das Versprechen, daß er sie schon an seinem nächsten Geburtstage zu dem ihr gebührenden Range erheben werde [1]). Daß der König nicht allein schon so bald ihr die höchste Gunst erzeigen will, sondern auch mit solchem freundlichen Wohlwollen auf sie schaut, ergreift sie so wonnevoll, was sie nur in höchster Verehrung, die ihrem Herzen so wohl thut, zu äußern vermag. Der Herzog wird durch dieses hervorbrechende Gefühl der Verehrung so ergriffen, daß er selbst neben seiner Tochter niederkniet und seine Huldigung erneuert. Der König aber gedenkt der traurigen Zeichen der Zeit, die alle Unterschiede so gern vernichten möchten, wo keiner sich zufrieden fühlt als am Platze des andern, und deutet darauf hin, daß der immer sich mehr hervordrängende Zwist der Großen unter einander den Thron dem Verderben entgegentreibe [2]). Eugenie fühlt sich durch das auf sie gesetzte Vertrauen des Königs mächtig erhoben, und sie spricht die hohe Bestimmung, sich um den König als den Stützpunkt des Staates zu schaaren, so wie ihre völlige Hingabe mit innigster Empfindung aus, während der Herzog nur bemerkt, sein Dankgefühl komme dem hohen Werth der heutigen geheimen und der in nächster Aussicht stehenden öffentlichen Anerkennung ganz gleich. Die nochmalige Zusicherung

---

1) „Noch staunst du dich an", sie glaubt nicht, daß sie es selbst sei, die sich in diesen glänzenden Räumen befindet. Wenn vorher der Marmorboden (vgl. Bd. 13, 198) glatt heißt, so ist dieß nur ein beschreibendes Beiwort ohne sonstige Beziehung.

2) Schon die zweite Ausgabe hat, wie es scheint, des Wohllauts wegen „den alten Zwist" statt „des alten Zwists".

der feierlichen Einführung bei Hofe bildet den Uebergang zum dringenden Wunsche, die Sache ja geheim zu halten, da Mißgunst am Hofe auf allen Seiten sich verschwöre, die besten Plane zu hintertreiben, wobei er nicht umhin kann zu klagen, wie wenig überhaupt ein König im Stande sei, das gewünschte Gute durchzuführen, welche Klage denn in die Aeußerung seiner innigsten Sehnsucht ausläuft, überall in seinem Reiche wahres Glück gründen zu können und so eines wonnigen Bewußtseins zu genießen, für welches er gern seine Krone eintauschen würde. Am Ende des Auftritts wünschte man eine nähere dramatische Motivirung der Entfernung des Königs, die jetzt ohne irgend eine solche ausdrückliche Angabe erfolgt.

Die Andeutungen des Königs haben Eugenien ängstlich aufgeregt, sie muß darüber Gewißheit haben, und wenn der Vater, wie sie ahnt, mit dem Könige in Zwiespalt ist, hier gleich als beiden gleich gewogene und gleich förderliche Vermittlerin erscheinen. Doch kann sie mit dem Verdacht gegen den Vater um so weniger beginnen, als dieser kaum in ihrer Seele sich zu regen wagt. Sie knüpft, nachdem sie das Glück ausgesprochen, welches sie dem König verdankt, an dessen letzte Rede an, bewirkt aber dadurch des Herzogs entschiedene Hervorhebung desjenigen, was den König zu einer so hohen Stelle unfähig macht und den Widerstreit derjenigen hervorruft, die es ernst und treu mit dem Throne meinen: doch läßt er es bei den allgemeinen, freilich Eugenien keine erfreuliche Aussicht gewährenden Bemerkungen bewenden, und bricht mit dem Bedauern ab, seiner Tochter gleich beim ersten Tritt in die Welt den frohen, freien Blick trüben, die Seligkeit sorgloser Unschuld ihr verkümmern zu müssen [1]). Diese dagegen

1) „Deiner Unschuld heiliges Vorgefühl" deutet auf die arglose Ah-

fühlt sich erhoben durch den Gedanken, die Sorgen ihres Vaters erleichtern und an der Förderung bedeutender Dinge Theil nehmen zu dürfen. Der Herzog ist innigst gerührt durch die Liebe des guten Kindes, das er leider so früh seinem Jugendparadies entreißen muß, wogegen ihm alle Hoheit verschwindet. Scherzend lenkt Eugenie ab, um auf dasjenige zu kommen, was ihr nach Mädchenart jetzt besonders wichtig dünkt, auf ihren Putz; denn des Königs Andeutung, daß er und der Vater dafür Sorge tragen werden, genügt ihr nicht. Er möge denn nur, meint sie, getrost an ihrer Hand in jene höhere Sphäre steigen, die sich ihr so glänzend eröffne, und lächeln, wie es der Freude dieser Stunde gezieme, wenn sie ihm ihre höchste Sorge jetzt mittheile. So bringt das, was ihr am Herzen liegt, ihre glänzende Ausstattung, sie glücklich von dem traurigen Gegenstande ab, der dieser frohen Stunde nicht ziemt, so daß man fast zweifeln möchte, ob die wirkliche Sorge für den Putz oder die Erheiterung des Gesprächs mehr Antheil an dieser Erwähnung habe. Wir hören, daß der Herzog schon längst für die Ausstattung der Tochter gesorgt, mit deren Uebersendung er sie noch heute erfreuen wird, aber dabei muß er ihrer Neugier eine schwere Prüfung auflegen, sie darf den Schatz nicht öffnen vor seinem nächsten Besuche, da er, wie der König, strengstes Geheimniß wünscht. Die Tochter schwört ihm diese zu, doch er kann sich nicht enthalten, um sie hierin zu bestärken, auf die Gefahr hinzudeu-

---

nung einer Welt hin, wo jeder nur das Rechte will und wohlwollend dem andern zur Seite steht. Aber die Welt ist eine „gedrängte Posse", wo jeder sich beeilt und herandrängt, mit Zurückdrängung anderer sein Spiel zu spielen, was doch im Grunde solchen Aufwandes von Mühe gar nicht werth ist.

ten, die ihnen von seinem eigenen wilden Sohne drohe, dessen gleichfalls schon der König gedachte. Doch die mit der Falschheit der Welt unbekannte, arglos liebevolle Tochter traut sich zu, auch den Bruder, wenn sie erst mit diesem Namen ihn nennen dürfe, auf andere Wege zu bringen, welche freudige Hoffnung ihr der Vater nicht verkümmern mag. Hier würde nun die Trennung gleich erfolgen können, wäre nicht noch ein Punkt zurück, der den Vater beim Abschied bedrängen und ihm die ernstlichste Mahnung eingeben müßte. Die Tochter selbst hat eben den Herzog um Verzeihung gebeten, daß ihre Verwegenheit ihm solchen Schrecken bereitet, aber damals konnte dieser unmöglich das Glück der Rettung durch eine solche Mahnung trüben. Jetzt aber, wo er scheiden soll, treibt es ihn, der schrecklichen Verzweiflung zu gedenken, in welche ihn der vermeinte Tod der Tochter versetzt, dessen Bild nie aus seiner Seele schwinden werde. Ihre Liebe möchte dieses traurige Bild gern ganz verscheuchen, ja in der ungehofften Rettung ein Pfand ihres Glückes erkennen, doch der Vater mahnt sie, nicht tollkühn sich der Gefahr hinzugeben. Die Tochter fordert männlichen Muth und Vertrauen ins gewogene Glück, kann aber nicht unterlassen, auch das nochmals hervorzuheben, was sie in Furcht setzt, des Herzogs Verhältniß zum Könige, dem er seine ganze Treue bewahren müsse. Der Herzog geht auf das letztere nicht ein, will aber dem Glück, das sich ihm diesmal so gewogen gezeigt, seinen Dank auf ewige Zeiten durch eine schöne Stiftung weihen[1]); bis zu seinen letzten hülfsbedürftigen Tagen will er diesen

1) Der Druckfehler „der stille (statt steile) Fels" ist seit 1816 fortgepflanzt, erst von mir neuerdings weggeschafft worden.

Zoll der Göttin bringen, die heute so segensvoll über ihm gewaltet. Diese Erwähnung seines hülflosen Alters muß die Tochter noch weicher stimmen und sie die Möglichkeit, den Vater in Folge seines Zwistes mit dem König frühe entbehren zu müssen, lebhaft empfinden lassen. Hatte Eugenie bisher sich kräftig gehalten und sich Gewalt angethan, sich ganz heiter zu zeigen, so überwältigt sie jetzt um so mächtiger die Rührung, so daß sie in Thränen ausbricht. Hier ist es denn der Vater, der sie mit gutem Vertrauen auf das gewogene Schicksal stärkt und mit der frohen Aussicht baldigen Wiedersehens.

So hat uns denn der erste Aufzug in die Verhältnisse vollkommen eingeweiht, die Hauptgestalten, der König, der Herzog und dessen Tochter, sind uns lebhaft vergegenwärtigt, wir haben einen Blick in die Zustände gethan, der uns eine Vereitelung der feierlichen Anerkennung fürchten läßt. Wird das Geheimniß verwahrt bleiben oder seine Enthüllung die Gegner zu schleichendem Gegenwirken aufrufen? Und wird der Zwiespalt zwischen dem Herzog und dem König nicht in verderblichen Streit ausbrechen?

Zweiter Aufzug. Daß das Geheimniß längst verrathen ist, daß der Herzog durch die Art, wie er öffentlich die Tochter gezeigt, den Sohn herausgefordert, daß dieser alles erkundet hat, daß er selbst von der glänzenden Ausstattung weiß, und sich dadurch gedrungen fühlt, unverzüglich den entscheidenden Schlag zu thun, das erfahren wir gleich im ersten Auftritt. Der Sekretär des Herzogs, der Geliebte der Hofmeisterin, ist selbst mit dem Sohne im Bunde. Eben hat er der Hofmeisterin mitgetheilt, daß ihre Hoffnungen nun in Erfüllung zu gehn im Begriffe stehen, wenn sie nur selbst das

Ihrige dazu beitragen wolle; diese aber will vom Verführer, den sie ahnt, nichts wissen, sie wendet sich von ihm ab, in Furcht von dem sonst so geliebten Manne sich berücken zu lassen[1]). Vergebens ist die Hinweisung auf die erwünschte nahe Verbindung, die Hofmeisterin fühlt, was man dagegen verlange; vergebens schildert er den ihnen winkenden Wohlstand[2]), sie weiß, daß sie dagegen das Liebste, was die Welt für sie besitzt, Eugenien opfern muß[3]). Der Erwiederung des Sekretärs, daß wir im Leben, wo es fortzukommen gilt, den edelsten, im Herzen liebevoll gepflegten Gefühlen entsagen müssen (vgl. V. 13, 68), setzt die Hofmeisterin den Vorwurf schmählichsten Verrathes des Herrn und kältester Grausamkeit entgegen, womit er sie selbst dem Verderben zutreibe, und als er, getroffen durch die letztere Bemerkung, sie fragt, wie sie an seiner warmen Liebe zweifeln könne, leugnet sie dies, kann aber nicht begreifen, wie er von neuem zu einem solchen Plane gegen Eugenien sich verstehn möge, wogegen sie sich so entschieden erklärt habe. Hier vernehmen wir denn, daß die offenbare Nähe der Gefahr den Sohn des Herzogs zur That dränge. Schon in einer frühern Zeit hatte er einmal einen Anschlag gegen sie gefaßt; darauf ließ der Herzog sie öffentlich sich zeigen, wodurch bald das Geheimniß allgemein bekannt

---

1) Der Druckfehler der ersten Ausgabe „mir nur (statt nun) zur Seite" ist längst weggeschafft.

2) Die Erwähnung der Benutzung der angewiesenen Staatsgüter („allgemeines Gut") und der Uebertragung haftender Renten deutet auf einen ungesunden Zustand der mit dem Staatseigenthum willkürlich schaltenden Verwaltung hin.

3) „Die (statt Dich), die ich" hat sich aus der dritten Ausgabe auf die letzter Hand vererbt.

ward, und seit dem Tode der Mutter, welcher das Kind verhaßt war (eine treffende Veränderung der Darstellung der Memoiren), näherte er sich wieder dem Hofe, nur um die Anerkennung vom König zu erhalten, zu deren Verhinderung der Sohn alles wagen muß, da in dieser Zeit bei den Großen die Habgier und Genußsucht das höchste Gesetz[1]). So sehen wir hier tief in das ganze Getriebe, welches die Unvorsichtigkeit des Herzogs selbst aufregt. Da der Sekretär jeder weitern Erörterung über die Rechtmäßigkeit des Strebens von Eugeniens Bruder abbricht, ja die Sache auf seinem Wege trotz der Hofmeisterin durchsetzen will, so veranlaßt diese ihn durch die einlenkende Bemerkung, was man denn von ihr verlange, den Plan der Entführung nach den Inseln zu enthüllen. Die Hinweisung des unwillkürlich den Bestimmungsort verrathenden Sekretärs auf das dadurch zu gewinnende Glück hat auf die Hofmeisterin keine Wirkung, die nun einen neuen Einwand erhebt, indem sie darauf hinweist, daß Eugenie in dieses Netz nicht eingehn werde; doch jener meint, es komme nur auf der Hofmeisterin entschlossenes Handeln an. In ihrer Bedrängniß findet diese kein anderes Mittel als sich Bedenkzeit auszubitten, wodurch sie denn die Mittheilung des Neuesten hervorruft, was die Verschworenen in Erfahrung gebracht, und wodurch sie zur augenblicklichen Ausführung ihres Planes getrieben werden. Was Eugenie sorgfältig verschweigen soll, die Ausstattung zu ihrem feierlichen Erscheinen bei Hofe, ist

1) Die Worte „Und spendet an den Zufall seine Gaben", deuten auf Liebschaften hin, wofür der Reiche ungemessene Summen verschwendet, im Gegensatz zu der von der Natur geschenkten Schwester, für welche er nicht den kleinsten Theil seines Vermögens missen möchte.

schon verrathen, und alles spricht dafür, daß diese beim nahen Geburtstag des Königs erfolgen soll. So kann denn der Sekretär der Hofmeisterin nur bis zum Abend Aufschub gewähren. Da diese aber mit Berufung auf die Stimme des Gewissens alles für die Rettung ihres geliebten Zöglings wagen zu wollen erklärt, so vernichtet dieser jeden weitern Widerstand durch die Eröffnung, ihr Weigern werde nur das Allerschlimmste, urplötzliche Ermordung, über Eugenien bringen, da man zu dem Aeußersten entschlossen sei [1]). Der Versuch, die Sache dem König oder dem Herzog zu entdecken oder gar sogleich mit Eugenien zu ihnen zu fliehen, ist ihr damit auch abgeschnitten, da sie fürchten muß, ihren Schritt trotz aller Vorsicht, noch ehe sie ihren Zögling in Sicherheit gebracht, verrathen zu sehn. Die einzige Möglichkeit einer Rettung liegt in Eugeniens freiwilliger Entsagung; aber auch diese kann sie ihr nicht einmal vorschlagen, da sie dazu ja den Plan der Verschworenen ganz enthüllen müßte, und sie fühlt wohl, wie wenig leise, gleich unwillkürlichen Ahnungen lautende Andeutungen eines drohenden Unglücks sie bewegen werden. In dem Selbstgespräch der Hofmeisterin [2]) sind die Verse „Um dich zu

---

1) Auffallend ist in der letzten Rede des Sekretärs V. 3 magst, besonders nach dem vorhergehenden vermagst. Die Worte „du ganz allein" stehen mit Absicht am Anfang und Schluß der beiden auf einander folgenden Verse.

2) V. 11 ist begegnen erst in der dritten Ausgabe (1816), wohl nur durch Versehen, in begegnet verändert worden. Die Verbannung tritt als das weniger Harte, das man ihr wirklich bestimmt hat, unverbunden an den Schluß, aber an der bedeutsamsten Stelle des Verses, und für sich stehend, so daß begegnen auf Gefahr und Tod sich bezieht.

retten, muß ich, liebes Kind, dich deinem holden Morgentraum entreißen" nicht ohne Bedenken; denn nimmt man den „holden Morgentraum" eigentlich, so würde unser Aufzug am Morgen nach dem ersten spielen. Nun hat aber nicht allein der Herzog versprochen, noch heute Eugenien die Ausstattung zuzusenden, sondern es ist auch in jeder Beziehung viel angemessener, ja nach allem anzunehmen, daß wir Eugenien gleich nach der Rückkunft im ersten Gefühl ihres Glückes antreffen. Soll aber der „holde Morgentraum" bildlich zu fassen sein, so wäre die „eine Hoffnung" anstößig, die ja keine andere sein könnte als das im vorigen Verse Bemerkte. Wahrscheinlich sind jene beiden Verse ein späterer unglücklicher Zusatz des Dichters, und dasselbe dürfte sich dann für die Worte des Sekretärs: „Heut Abend hörst du mehr. Nun lebe wohl!" (S. 264) ergeben.

Wie wenig die leisen Mahnungen der Hofmeisterin auf Eugenien vermögen, sehen wir in den folgenden Szenen, denen die Abfassung des für die Entwicklung im dritten Stück so wichtigen Sonetts auf das glücklichste eingewebt ist. Eugenie, welche die Hofmeisterin „im Taumel der Freude" zu finden erwartete[1]), ist ganz von dem neuen Glück beseligt, das aus allen ihren Zügen spricht, dabei aber so bedrängt von ihrem Gefühle, daß sie hastig sich nach völliger Einsamkeit sehnt. Drum gedenkt sie ihres Unfalls nur ganz kurz und tröstet ihre besorgte Erzieherin etwas voreilig mit der Andeutung eines daraus entsprungenen Glückes, weist deren Mahnung, daß das

1) An eine Andeutung des ihr so nah verkündeten Glückes ist nicht zu denken (davon weiß die Hofmeisterin eben so wenig als der Sekretär), sondern an Eugeniens jugendliche Heiterkeit im allgemeinen.

Glück auch leicht in sein Gegentheil sich umwenden könne, kurz zurück, und bittet die nach Mittheilung des neuen Glückes Verlangende, sie jetzt allein zu lassen, da es sie zu dichterischer Darstellung ihrer Gefühle dränge. Die Hofmeisterin entfernt sich endlich, nachdem Eugenie freundlich angedeutet: wie sie heute nach einsamer Stille sich sehne, werde sich auch bald wieder das Bedürfniß nach vertraulicher Unterhaltung einstellen. Die volle Seligkeit ihres Herzens an jenem Ehrentag, wo das Gefühl der hehren Majestät, der sie ganz sich hingibt, sie durchdringen wird, spricht sie in einem Sonette aus, das sie dem König zu überreichen gedenkt; als es sie aber nun weiter drängt, auch jenen Tag selbst nach Würden zu feiern [1]), wird sie durch die Ankunft des Boten ihres Vaters gestört. Zweifelnd, wohin sie das ihr gelungene Sonett verbergen solle, legt sie es in einen geheimen Schrank einer Seitenwand [2]), im tiefen Gefühle, wie Freude und Schmerz jetzt ernster sie ergreifen als in unbekümmerter, alles rasch aus dem Sinne schlagender, nur der Gegenwart lebender Jugend.

Sich überrascht zu stellen gelingt ihr besser als die Aeußerung des Zweifels, was die Sendung ihr bringen werde, und als die Hofmeisterin bemerkt, sie errathe ohne Zweifel, daß es der Schmuck zur baldigen Vorstellung sei, von der sie schon vernommen habe, da glaubt sie nicht länger zum Schweigen

---

1) Die Einbildungskraft malt ihr schon den Glanz des Thrones vor, wie der König sie vorstellt, wie alle Großen ihr freundlichst die Hand reichen. Aus der dritten Ausgabe ist in die letzter Hand der Druckfehler übergegangen „stellt **mir** (statt **mich**) vor“.

2) In der szenarischen Bemerkung hat sich der Druckfehler „unbemerkten“ statt „unbemerkbaren“ seit 1816 fortgepflanzt.

verbunden zu sein, und sie eilt der Vertrauten, trotz der Mahnung derselben, das Gebot des Vaters zu beachten, alle die schönen Sachen zu zeigen, nachdem sie vorher durch die Schließung der Thüren sich gesichert. Die Hofmeisterin erkennt nur zu sehr, daß zu ihren Warnungen nichts ungelegener kommen konnte als dieser ihre Sehnsucht nach der Erhebung aufreizende Schmuck, was Eugeniens Erwiederung bedeutsam bestätigt. Unwiderstehlich zieht es sie den Schrank zu öffnen [1]), das Prachtgewand zu entfalten und, da die Spiegel sie zu mahnen scheinen, sich ganz in dem vom Vater gesandten Putze zu schauen [2]), ohne sich durch der Hofmeisterin Bemerkungen über den leichten Umschlag des Glückes [3]) und die Entbehrlichkeit glänzenden Prunkes irgend zu beirren zu lassen, ja im entschiedensten Gegensatz hierzu kann sie den Tag nicht erwarten, wo sie im Thronsale vor allen erglänzen wird; die Hindeutungen auf den Neid und Haß, welche eine so hohe Stellung mit sich bringt, können ihr nichts anhaben, und vor Demüthigungen braucht sie nicht zu bangen. Aber auch in ihrer Erhebung will sie derjenigen nicht vergessen, die ihr mit treuer Liebe gedient, und so soll sich die Hofmeisterin, nachdem sie endlich

---

1) Nach den Memoiren schickte ihr der Vater Körbe mit verschiedenen Zeugen, aus denen er selbst den Stoff zu den Staatskleidern auswählte; die Delorme sollte sie sogleich machen lassen.

2) Der Prinz Conti wählte nach den Memoiren einen Stoff mit ganz silbernem Grunde und goldenen Blumen zum Prachtkleide, wogegen seine Tochter gern einem rosenrothen Brocart mit Silber den Vorzug gegeben hätte.

3) Sie erinnert sogar an das von Medea der Kreusa, der Gattin des Jason, gesandte Kleid, welches die Unglückliche, als sie es anzog, durch das Feuergift, womit es getränkt war, verzehrte.

das zu Geschenken Bestimmte aufgefunden, ganz nach Gefallen auswählen [1]). Mag diese auch, um nichts zu unterlassen, auf den Haß des Bruders und der gegen den Herzog verschworenen Partei hindeuten [2]), sie kennt keine Furcht, sondern fühlt sich schon in der hohen, ihr zukommenden Stellung ganz sicher. Was kann ihr nun noch abgehn als das Zeichen, daß sie dem Throne zunächst steht [3])! In diesem vollen Schmucke fühlt sie sich kräftig, jeder Gefahr entgegenzutreten. Ist ja der Kriegsmann vor allen reich geschmückt und gerade sein Schmuck deutet auf die Gefahr hin, die er heldenmäßig zu bestehn sich vorsetzt; so begeistert auch sie die Pracht der Fürstentochter mit festem, allen Gefahren trotzendem Muthe. Die Hofmeisterin vermag hiergegen nichts mehr, sie kann nur bei sich das beherzte Mädchen bedauern, das sie dem über ihm schwebenden Verderben nicht zu entziehen vermag.

Dritter Aufzug. Daß das Netz sich unvermeidlich um Eugenie schlinge, die Hofmeisterin, um wenigstens das Leben Eugeniens zu retten, sie entführen müsse, stellte uns der vorige Aufzug in zwei lebhaften Szenen dar. Wie man aber dem Herzog die Ueberzeugung von dem wirklichen Tode Eugeniens beizubringen beabsichtigt, das erfahren wir jetzt, und zwar als der Hauptschlag schon gefallen, nicht in erzählender Form, sondern in ächt dramatischer Vergegenwärtigung; nur wie man

---

1) Zwischen „Hier" und „aufgeschrieben" darf das seit 1816 ausgefallene ! nicht fehlen.

2) In der ersten Ausgabe fand sich durch offenbares Versehen „Auf ewig sie steht".

3) Die Lesart der ersten Ausgabe „der ersten Fürstentochter" verdient vor dem spätern „der ersten Fürstentöchter" den entschiedensten Vorzug.

die Nachricht von Eugeniens Tod dem Herzog mitgetheilt, wird mit wenigen Worten berichtet, nachdem wir vom Zustande desselben Kenntniß erhalten [1]), die wirklich erfolgte Entführung tritt in kurzem Wechselgespräch hervor, woran sich die Angabe des Auftrages anschließt, welchen der Weltgeistliche mit vollster Entschiedenheit auszuführen verspricht. Des Sekretärs Verwunderung über die sichere Kühnheit desselben bildet den Uebergang zur treffenden Schilderung, wie dieser ihn einst auf den Weg des Verbrechens gelockt, aber er will jetzt auch nicht länger ein blindes Werkzeug sein, sondern im Rathe mit tagen, wo über so bedeutende Dinge beschlossen wird. Hier erfahren wir denn, daß der Sekretär zu einer von beiden sich bekämpfenden politischen Parteien gehört, denen die Ruhe und das Wohl des Vaterlandes zum Opfer gebracht wird. Auffallend muß es scheinen, daß hier des Bruders als des Hauptverschworenen mit keiner Silbe gedacht wird, während in dem vorigen Aufzug dieser als die eigentliche Triebfeder des ganzen schrecklichen Plans gegen Eugenien erscheint. Der Weltgeistliche nennt zuerst den Sekretär als seinen Verführer, dann aber spricht er im allgemeinen von einer Mehrheit, die er zuletzt als eine der beiden politischen Parteien bezeichnet. Auch im vierten Aufzug tritt der Bruder ganz zurück und Eugenie wird als Opfer des Parteikampfes bezeichnet. Hierin weicht ganz offenbar die Darstellung der beiden ersten Aufzüge, die freilich einer den Bruder treibenden Partei gedenken, von den folgenden ab, womit die beiden andern Stücke überein-

1) Die Ausgabe letzter Hand schreibt richtig „balsamscher" statt „balsamschen".

stimmen sollten [1]). Es ist nur die Frage, ob dieser Widerspruch Goethe entging, was sich aus der verschiedenen Abfassungszeit der beiden Theile des ersten Stückes erklären dürfte, oder ob er absichtlich eine solche verschiedene Darstellung wählte, weil er die erstere in den beiden ersten Aufzügen, die andere später für wirksamer hielt; wenigstens nimmt er in den Gesprächen mit Eckermann eine solche Freiheit, mit Beziehung auf ähnliches bei Shakespeare und bedeutenden Malern, für den Dichter in Anspruch. Hiermit ist nun der ganze gegen Eugenien geführte, sie in ewige Vergessenheit versenkende Streich uns in aller Klarheit vorgeführt, nur ein anderer für die Fortsetzung höchst bedeutender Punkt tritt noch im folgenden Aufzug hinzu, wie in den beiden nächsten des Herzogs unendlichen Schmerz schildernden Auftritten die Erdichtung von Eugeniens Tod im einzelnen ausgeführt wird.

Der Sekretär läßt ganz in der Weise eines verständigen, wahrhaft theilnehmenden Freundes den Schmerz über den unersetzlichen Verlust sich frei ergießen, um so das Herz des Unglücklichen zu erleichtern, den er nicht ohne innigen Antheil betrachtet. Nachdem er das allgemeine Mitgefühl an seinem Unglück hervorgehoben und ihn auf das hingewiesen, was ihm

---

1) In den Memoiren wird erwähnt, der Graf von Marche habe im Jahre 1771 allein von allen Prinzen von Geblüt gegen das Parlament gestimmt, dessen eifrigster Anhänger der Prinz von Conti war. Der Graf erhielt dafür vom Könige große Geschenke und die Anwartschaft auf die Stelle eines Gouverneurs von Berry. Der König soll bei dem Lit de Justice, welches er bei jener Gelegenheit hielt, gegen den Grafen geäußert haben: „Wir haben unsere Verwandten nicht hier, aber wir wollen schon ohne sie fertig werden.“

noch geblieben, begleitet er die wehmüthige Erinnerung des Herzogs an das Glück, welches ihm das liebe Kind bereitet [1]), mit seinen ausführenden Bemerkungen, und läßt ihn seinen Schmerz voll ausströmen, der verzweifelnd sich den Tod und zur Linderung des ihn allein so gränzenlos zerrüttenden Schmerzes den Untergang der ganzen umgebenden Welt wünscht [2]). Nach diesem vom Sekretär mit der Anerkennung seines gerechten, ihn völlig außer sich bringenden Schmerzes abgeschlossenen Ausbruche macht er sich selbst Vorwürfe, daß er durch Nährung der Tollkühnheit der Tochter das Unglück hervorgerufen, wobei die Erwähnung der Hofmeisterin, unter deren schwachen Händen er sie nicht hätte lassen sollen, den Sekretär der Flucht derselben gedenken läßt [3]). Dieser kann auch seinen Schmerz, daß sie ausgelassener Tollkühnheit zum Opfer gefallen, durch die Mittheilung lindern, daß sie bei Ausübung einer schönen Pflicht geblieben [4]), wo wir denn auch erfahren, daß ihr Reitknecht, der immer um sie war,

---

1) In den Worten „ein geistverlassner, körperlicher Traum" sind zwei Bilder ineinandergeschoben, „ein Körper ohne Seele, eine wesenlose Vorstellung". Zu den Versen „wie schwebte — entgegen" vgl. B. 13, 165 f. Im folgenden ist an Besuche des Herzogs bei der Tochter zu denken.

2) In dem Ergusse der Verzweiflung hat die Ausgabe letzter Hand den Druckfehler der dritten Fluren statt Fluten fortgepflanzt.

3) Die Lesart „in welchem" (statt welche) Lande" beruht auf einem der vielen Druckfehler der dritten Ausgabe, die sich zum Theil erhalten haben.

4) Bei der Schilderung des „in Trübsinn, Krankheit, Menschenhaß" lebenden alten Lehrers schwebt Rousseau vor, den die Verfasserin der Memoiren für ihren Lehrer ausgibt.

verzweifelnd davon gegangen. Bedurfte die Abwesenheit der Hofmeisterin, welche Eugenien nach den Inseln bringen sollte, einer Erklärung, so mußte man den Reitknecht wegschaffen, damit dieser nicht durch ungeschickte Angaben Verwirrung und Verdacht errege [1]). Das Ausströmen des Schmerzes und diese letztere Nachricht haben den Herzog so weit beruhigt, daß er nun die nähere Mittheilung vom Tode Eugeniens verlangt, welche durch die Erwähnung, bei welchem Ritte sie umgekommen, schon eingeleitet ist. Er selbst begründet freilich den Entschluß, alles zu erfahren, mit seinem trostlosen Zustande, der ihn nichts Schlimmeres fürchten lasse, und erklärt daraus seine Fassung.

Der Weltgeistliche weiß mit meisterhaftem Geschick, ohne sich durch eine Regung des Gefühls beirren zu lassen, das Bild der Tochter so fürchterlich vor den Augen des Vaters zu zerstören, daß jedes Verlangen, die geliebten Reste zu sehn, in dessen Brust ausgelöscht wird, aber er sucht dann auch den Unglücklichen zum Leben wieder zu ermuthigen, um mit einem wohlthuenden, den Glauben an das vernommene Gräßliche stärkenden Eindruck von ihm zu scheiden, und der Herzog hebt sich, nachdem der Schmerz in ihm ausgetobt, wieder zum Leben empor, worin Eugeniens Bild als mächtiger Führer ihm vorschweben soll, weniger in Folge des Zuspruchs des Weltgeistlichen als durch die in ihm wirkende Thatkraft, welche der grausenhafte Schmerz niederbeugen, aber nicht unterdrücken kann.

---

1) In den Memoiren wird der kleine Husar beseitigt. Wie man den Reitknecht fortgeschafft, bleibt hier unangedeutet.

Je inniger der Herzog wünschen muß, vom letzten Augenblick Eugeniens, von ihren letzten Worten zu vernehmen, um so schrecklicher trifft ihn die Nachricht, daß der Weltgeistliche ihm nichts zu melden habe, als daß sie eines schmerzlichen Todes gestorben. Mit Absicht äußert dieser sich nur sehr zurückhaltend, lehnt jede weitere Erzählung ab, wohl wissend, daß der Herzog nur um so eifriger sie verlangen werde. Den leidenschaftlichen Erguß des Herzogs, daß selbst die Liebe im Augenblick, wo den Gegenstand derselben in der Ferne ein Unheil trifft, keine Ahnung davon fühlt, unterbricht der Weltgeistliche nicht, knüpft aber dann das Gespräch wieder mit der Bemerkung an, daß er wohl fühle, wie leer jeder Trost sei; auch der gränzenlose Kummer vermöge nichts, fügt der Herzog hinzu, kann aber dann nicht unterlassen, die Frage zu thun, was man zu Eugeniens Herstellung versucht, und auf die unerfreuliche Mittheilung, daß er sie bereits todt gefunden, den glühendsten Wunsch zu äußern, ihre Reste wenigstens durch Hülfe der Kunst zu erhalten. Hierdurch gibt er denn dem Weltgeistlichen Veranlassung, ein gräßliches Bild der Zerschmetterung ihres ganzen Körpers zu entwerfen, wobei aber der Dichter die Gränzen des Schönen wohl inne zu halten gewußt. In diesem Augenblick muß die Erinnerung, daß der Weltgeistliche dem Vaterglück entsagt hat, den Herzog mit Bitterkeit gegen den Unglücksboten erfüllen, welch tief ergreifendes Gefühl dieser auch bei der Erzählung selbst an Tag zu legen sucht; nur ein Vater, der selbst das Schreckliche solchen Verlustes durchzuempfinden vermag, sollte ihm in dieser Noth zur Seite stehn. Doch fühlt der Herzog, als jener sich entfernen will, sein Unrecht, und entschuldigt sich mit dem gränzenlosen Schmerze, den er durch Zerstörung des herrlichen ihm vor

Augen schwebenden Bildes seiner Tochter in ihm erregt[1]), wodurch er ihm sogar die Wonne der Erinnerung an die Hingeschiedene auf immer zerstört, da er diese ferner nur in jener traurigen Gestalt sich denken könne. Jener entschuldigt sich damit, dies sei das einzige Mittel gewesen, ihn vom wirklichen Anblick zurückzuhalten, wodurch er aber von neuem den Schmerz über den unglücklichen Untergang der herrlichen Gestalt[2]) hervorruft, da der Herzog sich an die angeregte Vorstellung der Verwesung hält. Des Weltgeistlichen nüchterner Trost, daß die Reste lange im Sarge verwahrt ruhen, läßt den Herzog die Sitte der Alten mit Begeisterung feiern, welche die Leiche zu Staub verbrannt, so daß man von der Asche der Geliebten sich nie zu trennen gebraucht. Wie gern würde er mit der Asche Eugeniens in enger Urne[3]) umherwandern! Hieran schließt sich denn in innigster Verbindung der Wunsch, abgeschlossen von der Welt, ohne Ahnung der hinschwindenden Zeit, in seinen Schmerz versunken, an dem Ort zu weilen, wo Eugenie wie todt in seinem Arm gelegen. Das schon begonnene Denkmal der Genesung soll erstarren, nur ein gewaltiges Denkmal von rauhen Steinen soll dort erstehn, an welches gelehnt er selbst hinsterben möchte.

---

1) Hätte er jemals empfunden, welch einen unendlichen Reiz das Bild einer herrlichen Menschengestalt in dem empfänglichen Gemüthe übe, wodurch wir uns selbst in wundervoller Schönheit zu erschauen glauben, uns der vollen menschlichen Schönheit bewußt werden, so hätte er nicht so grausam sein können. Die Ausgabe letzter Hand gilt tausendfält'gen statt tausendfalt'gen.

2) Zu dem Ausdruck „Götterbild" vgl. Heft IX, 82 Note 1.

3) Er bezeichnet diese als „kleines Haus", wie die griechischen Tragiker στέγος (Haus) ganz so von der Todtenurne brauchen.

Der Weltgeistliche aber, der ihn nicht seinem verzehrenden Schmerz zum Raube werden lassen will, ermuntert ihn, auf weiten Reisen im Genuß der wechselvollen Natur sich zu erfreuen; doch auch dort, meint der Schwergetroffene, würde er immer an den schrecklichen Verlust erinnert werden, immer die Tochter vermissen, welcher er einst diese Herrlichkeiten zu zeigen und an ihrem Staunen sich zu ergötzen gehofft. Mit der Erinnerung, daß der Herzog nie sich der Beschauung hingegeben, sondern stets für andere zu wirken sich getrieben gefühlt, fordert ihn der Tröster zu solchem Wirken auf, und als dieser auch darin keinen Reiz mehr finden will, so weist er ihn auf die drohenden politischen Zustände hin, worin er, auf den aller Augen gerichtet seien, sich tausendfachen Dank durch thätiges Eingreifen gewinnen könne. Er deutet auf die Schwäche des mißleiteten Königs und die Gährung im Volke hin, die zu einem schrecklichen Umsturz führen werde, wenn der Herzog nicht den Thron bewahre, indem er an die Stelle der jetzigen Regierung trete. Hier geht er ganz auf die Anschauung des Herzogs ein; er selbst steht auf einem ganz andern Standpunkt, gehört zu der dem Herzog gegenüberstehenden, den König immer mehr sich unterwerfenden Partei, von deren Sieg er Reichthum und Macht erwartet. Doch auch die Erwähnung des politischen Wirkens führt den Herzog zur Tochter zurück, die ihm die traurigen Verwirrungen des Staates immer durch ihr herrliches, liebevolles Wesen verscheucht; jetzt erst treten sie drohend an ihn heran, so daß er vor ihnen fliehen muß, aus der Welt hinaus. Nein, nicht in den verworrenen Streit des Lebens, in das Kloster sollte er, als Geistlicher, ihn weisen. Dieser muß zugeben, daß ihm selbst wenig zieme, seinen Sinn auf die Welt hinzulenken, aber doch darf er ihm vorhalten, daß der

edle Mann nicht dem Verlorenen nachhängen, sondern es in sich wiederfinden solle, und als dieser fragt, wie es möglich sei, das Verlorene wieder zu gewinnen[1]), verweist er ihn auf den Geist, welcher jenes festzuhalten und es zu verklären wisse, so daß es als geistiges Eigenthum in uns lebe. Diese tief empfundene Wahrheit ist es, die den Herzog über den Kummer sich erheben läßt, die ihn mächtig aufrichtet, so daß ihm jetzt Eugenie nicht mehr entrissen ist, sondern wie ein göttliches Bild ewig vor seiner Seele schwebt, das ihn zu edlem Wirken ermuthigt. So ist der Herzog sich selbst wiedergegeben, ja Eugeniens Verlust hat ihn über sich selbst hinausgehoben, wie wenig dies auch in der Absicht des Weltgeistlichen liegen konnte. Wie aber wird die aus allen ihren Himmeln gestürzte Eugenie sich zurecht finden?

Vierter Aufzug. Hier erst erfahren wir, welchen Auftrag die Hofmeisterin erhalten. Der Sekretär hatte im zweiten Aufzug geäußert, Eugenie müsse so aus der Welt verschwinden, daß sie als todt gelten könne, und stillschweigend hatte er zugegeben, daß man sie nach den Inseln zu entführen gedenke; die Hofmeisterin fand das einzige Rettungsmittel darin, daß sie ihrem Stand entsagen könne. Diese hat sie jetzt bis ans Meer hingeführt, indem sie ihr vergeblich angedeutet, sie folge einem höhern Gebot, welches sie zu Grunde richte, wenn sie nicht auf Namen und Geburt verzichte; die Entscheidung ist nahe. In diesem äußersten Augenblick hat sie sich an einen in der Stadt als weise und gerecht geltenden Richter gewandt,

---

1) Der „Besitz", der sich in der Brust „so fest erhält", ist die Erinnerung, welche uns zur Qual wird, da wir vergeblich uns nach dem Verlorenen zurücksehnen.

dem sie die ganze Lage der Sache mittheilt; sie ist ihn aufzusuchen gegangen, und hat ihn hierher beschieden, wo wir sie eben im Gespräch mit ihm finden, während Eugenie in der Nähe auf einer Bank sitzt. Sie zeigt ihm, nach kurzer Einleitung, den königlichen Brief (lettre de cachet), welcher jeden anweist, der Inhaberin in allem zur Hand zu gehn, was sie über Eugenien verfüge, und als der Gerichtsrath sein Entsetzen über eine solche ihr jede Willkür gestattende allerhöchste Verfügung ausgesprochen, klärt sie ihm die Sache vollständig auf in einem längern, durch die Zwischenreden des Gerichtsraths glücklich belebten Vortrag. Wir erfahren denn hier, daß zwei politische Parteien für und gegen die Anerkennung Eugeniens geheim gewirkt, bis endlich, da der Herzog dieselbe durchzusetzen sich beeilte, die gegnerische Partei gewaltsam ausbrach, wodurch sie denn auch die andere, auf der Seite des Herzogs stehende zu offener Abwehr trieb, so daß der König, um den Gegenstand des Streites[1]) zu entfernen, für die gewaltsame Maßregel zum Vortheil der gegnerischen Partei sich entschied. Von einem solchen Gegensatz zweier rein politischen Parteien, als deren Häupter keineswegs der Herzog und dessen Sohn gelten, ist in den beiden ersten Aufzügen, welche den Streit bloß als Privatsache betrachten, nicht die Rede, ja auch im dritten findet sich noch keine Spur von einer „von beiden Seiten drohend hervorbrechenden, dem Staate selbst gefährlichen

---

1) „Des Haders Apfel" wird sie genannt, mit Hindeutung auf den goldenen Apfel mit der Aufschrift „Der Schönsten", welchen Eris, die Göttin des Haders, bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis unter die versammelten Götter warf, dessen mittelbare Folge der trojanische Krieg war.

Gewalt". So hat der Dichter also hier unmerklich die Triebfeder der Ausstoßung Eugeniens nach seinem jedesmaligen Zweck anders gewendet. Die Hofmeisterin ward angewiesen, Eugenien nach den Inseln zu bringen, wenn sie sich nicht zu einem bürgerlichen Ehebund und Verzicht auf ihre Geburt verstehn sollte[1]). Eine solche Ehe ihr mit gewissenhafter Ueberzeugung ihres darin zu gründenden Glückes anbieten zu können ist der Wunsch der Hofmeisterin, die keineswegs als Kupplerin erscheint, sondern das Unglück ihres Zöglings möglichst zu mildern freundlichst bemüht ist, und deshalb gerade hat sie sich an den Gerichtsrath gewandt, der zunächst seine Bedenken äußert, daß sich ein würdiger Gatte bei den obwaltenden Verhältnissen finde, dann aber sich nach der Stimmung Eugeniens selbst erkundigt. Die Hofmeisterin dringt flehentlich in ihn[2]), sich in seinem eigenen Herzen umzusehn oder auf andere zu denken, die er dieses Bundes werth halte. Der Gerichtsrath fühlt sich selbst zu einem solchen wie eine Himmelsgabe ihm entgegentretenden Ehebunde geneigt, und will Eugenien sprechen.

Schon der erste Blick zieht den Gerichtsrath wundervoll an, und auch Eugeniens Seele wird von dem „milden und edlen" Manne ergriffen, wenn sie auch, ungeachtet seines innigen An-

---

1) Auch darin weicht die Darstellung hier von der frühern ab, daß dort die Hofmeisterin sogleich zurückkehren soll, während sie hier Eugenien nach den wüsten Inseln begleiten muß, wenn sie ihrem Stande nicht entsagen will.

2) Unter jeder Tugend ist jeder Drang zum Guten zu verstehn, der mächtig, besonders im ahnungsvollen, noch nicht an der Welterfahrung erkälteten Jugendalter wirkt. Nach „O sieh dich um"! war das nothwendige Ausrufungszeichen seit der dritten Ausgabe weggefallen.

theils, sich noch nicht recht zu finden weiß, da der jähe Sturz ihr alle Besinnung geraubt hat. Der neue Freund sucht ihr Zutrauen zu gewinnen, sie aber kann ihm von dem Grunde ihres Unglücks nichts sagen, den ihm die Hofmeisterin entdeckt haben werde. Ohne hierauf einzugehn, bemerkt er, von ihrer Unschuld sei er durch ihre ganze Erscheinung überzeugt, und könne nur das große Mißgeschick bedauern, das sie getroffen. Das einzige, was sie sich Schuld geben kann, ist, daß sie dem Verbote zuwider den Putzkasten öffnete, was sie leicht damit entschuldigen könnte, daß die Hofmeisterin von der Sache wußte, aber leidenschaftlich gibt sie sich diesem Gedanken hin[1]). Vergebens mahnt sie der Gerichtsrath, dem Urgrunde des Unglücks nicht nachzuforschen, was, wenn es möglich, zu nichts helfe, sie läßt sich nicht abhalten, da der Gerichtsrath jenen Grund abzulehnen scheint, weiter vorzudringen und sich als Opfer politischer Zwietracht zu betrachten, wovon sie selbst Andeutungen von ihrem Vater und dem König empfangen; jener aber hält, ohne darauf einzugehn, ihre zuletzt geäußerte Furcht schrecklichen politischen Umsturzes für Einbildung ihres durch eigenes Unglück umdüsterten Sinnes und führt sie auf die heitre Lust ihrer Jugend zurück; aber wie könnte sie hier ihres Vaters vergessen und des unendlichen ihr in ihm geraubten Glückes? Der Gerichtsrath sieht sich gedrungen, ihr den traurigen Bestimmungsort zu entdecken[2]), was sie mit solchem Entsetzen erfüllt, daß sie in ängstlicher Bewegung, aus welcher

---

1) „Unglaublich" statt „Unglaublichs" ist Druckfehler der Ausgabe letzter Hand.

2) Es ist „alles Nöthig-Langgewohnten" zu schreiben. Vgl. oben S. 82 Note 1.

zugleich ihr vollstes auf ihn gesetztes Vertrauen spricht, ihn um Rettung anfleht. Die Schilderung der wüsten, aus dem Meere entstandenen, zum Aufenthalte von Verbrechern bestimmten Inseln gehört ganz der Erfindung des Dichters an. Mag auch der Gerichtsrath erklären, er vermöge nichts gegen den höhern Befehl, da die Macht der Gerichte nicht in jene oberhalb des bürgerlichen Standes schwebenden Sphären eindringe, Eugenie kann in ihrer natürlichen Anschauung der Dinge und bei ihrem vollen in ihn gesetzten Vertrauen es nicht glauben, daß sie umsonst ihn um Rettung angefleht[1]). Der Gerichtsrath kämpft mit sich selbst einen harten Kampf, ob des Wagnisses, ihr das einzige Mittel anzubieten, das ihn zu beglücken, sie zu retten vermag; denn muß er nicht fürchten, seinen Vorschlag als eigensüchtig und frech zurückgewiesen zu sehn? Eugenie aber liest in seinem von Furcht und Hoffnung bewegten Blicke den ernsten Entschluß, ihr einen Weg der Rettung anzugeben, wozu sie ihn wiederholt auffordert[2]), worauf er in einem ergreifenden Gleichnisse andeutet, daß sein Mittel schwerste Entsagung von ihr fordere. Doch die Noth bedrängt sie so fürchterlich, daß sie nur die Möglichkeit eines Auswegs zu sehn wünscht, und die Erinnerung an ihre Geburt liegt ihr jetzt so fern, daß sie auf die Frage des Gerichtsrathes außer dem Leben nur den heimischen Boden sich wünscht, im Gegensatz zu

---

1) Statt „Und ist das alles" hat sich die wohl nur auf einem Versehn beruhende Lesart der dritten Ausgabe „Und das ist alles" fortgepflanzt. Vorher erwartet man nach „Was ist Gesetz und Ordnung" nicht Fragezeichen, sondern Komma.

2) Der Gedankenstrich nach „du denkst!" deutet eine Pause an, während welcher Eugenie vergebens eine Antwort des in sich kämpfenden, allmählich zum Entschluß sich erhebenden Mannes erwartet.

jener das Leben untergrabenden schrecklichen Verbannung. Seiner Hinweisung auf die ihrem Wunsch entgegenstehende gebietende obere Macht setzt sie, in ihrem schönen menschlichen Glauben[1]), das Recht müsse auch in jene obern Kreise dringen, und selbst den Niedrigsten vor aller Unterdrückung schützen, ihr Vertrauen auf seine Hülfe entgegen, doch er fühlt nur zu sehr, wie wenig ihr die geforderte Entäußerung möglich sein werde. Nur in Räthselform wagt er ihr mit tiefster Empfindung des hohen Glückes der Ehe eine solche vorzuschlagen, aber der Gedanke daran liegt ihr so fern, daß sie gar nicht das Räthsel zu lösen vermag, und so den Gerichtsrath zwingt, geradezu den Ehestand zu bezeichnen. Ihr reiner jungfräulicher Sinn muß sich verletzt fühlen durch die Zumuthung, die Ehe, statt sie als eine von höchster und liebster Hand ihr gebotene Gabe mit kindlichem Vertrauen beschämt anzunehmen, selbst aufzusuchen, als Rettungsmittel sie zu mißbrauchen. Aber der Gerichtsrath darf von ihr Zutrauen erwarten, welches ein innigsten Antheil verrathender Mann sich rasch vom Bedrängten gewinnt[2]), und er geht dann sogleich zu dem andern Bedenken über, daß sie nicht sofort einen Gatten sich wählen könne, indem er bemerkt, in dringender Gefahr könne das Weib mit seinem tief dringenden Blick im Augenblick den Mann erkennen, dem es für sein Leben sich ganz anvertrauen dürfe. Freilich hat Eugenie Recht, ein solches Ereigniß für ein zufälliges Glück zu erklären, aber der Gerichtsrath würde sogleich sich selbst anbieten, wenn nicht Eugenie unwillkürlich der Bedingung gedächte, daß sie nur

1) Dieser Glaube ist es, der ein ernstes Lächeln ihm entlockt.

2) Nach den Worten „wer Theil zu nehmen weiß" steht irrig Punkt statt des geforderten Kommas.

einem Gleichen ihre Hand bieten dürfe, wozu sich schwerlich einer in ihrer Bedrängniß bereit finden werde. Des Freundes Hinweisung, das Leben gleiche viele Unterschiede leicht aus, geht unbeachtet an ihr vorüber, sein guter Wille scheint ihr ein Wunder als Möglichkeit vorzugaukeln; da er aber eine sich darbietende Ehe als wirklich bezeichnet, so dringt sie auf nähere Erklärung. Sein Anerbieten will sie vergebens als eine augenblickliche Uebereilung zurückweisen, sein Herz hat gesprochen, da sie im bedeutendsten Augenblick wie durch eine himmlische Fügung ihm erschienen. Hiermit zurückgewiesen, hält sie ihm ihre Verfolgung von einer höhern Macht entgegen, welcher er, der im ruhigen Gleichmaß lebende, stillen Friedens bedürfende Mann, sich am wenigsten aussetzen dürfe[1]). Statt darauf hinzuweisen, daß ihre Ehe jede weitere Verfolgung hemme, drängt es ihn zu schildern, wie sie in seinem Hause gegen jeden Andrang der Welt Ruhe und Sicherheit finden werde. Eugenie sträubt sich gegen den Gedanken der Abhängigkeit von einem bürgerlichen Gatten, sie fragt, ob er denn Herrscher in seinem Hause sei, worauf er die Nothwendigkeit dieser freilich dem Mißbrauch ausgesetzten Nothwendigkeit hervorhebt. Dann aber ermannt er sich, ernst dringend sich ihr noch einmal anzubieten[2]), indem er darauf hindeutet, daß sie als seine Gattin höchster Sicherheit sich sorglos erfreuen werde, da selbst der König sie ihm nicht zu rauben vermöge. Doch wie könnte Eugenie den Ansprüchen auf ihre Geburt entsagen? Dankbar lehnt sie sein Anerbieten ab, das sie unmöglich annehmen dürfe; den

---

1) In den Worten „ihr Hülfe bieten mag" steht mögen ähnlich wie sollen, nicht in der Bedeutung wollen.

2) Statt Geliebte muß wohl geliebte geschrieben werden, wie anderwärts (S. 300) richtig „geschiedne" statt „Geschiedne" hergestellt ist.

Grund deutet sie nur leise an und gesteht zugleich dem Gerichtsrath die Berechtigung zu seinem jedenfalls großmüthigen Antrage von seinem Standpunkte aus vollkommen zu: sie denke an die ihr bestimmte Hoheit zurück, er sehe nur auf ihre Noth, aus welcher er sie als edler Mann zu erretten suche.

Die Hofmeisterin, welche den Inhalt der Unterredung ahnen muß, glaubt die glückliche Entwicklung durch die drängende Anzeige der nahen Abfahrt zu beschleunigen, doch Eugenie, statt sich dadurch einschüchtern zu lassen, erklärt auf das entschiedenste, den angebotenen Ehebund unmöglich eingehn zu können, selbst dem drohenden Tode gegenüber. Bemerkenswerth ist hier, wie der Gerichtsrath sich der zur Annahme sie bereden wollenden Hofmeisterin immer anschließt[1]). Als aber Eugenie deutlich zu verstehn gibt, daß sie durch das Drängen nur belästigt, nicht im geringsten in ihrem Entschluß wankend gemacht werde, da entfernt sich der Gerichtsrath mit bitterm Schmerze[2]), daß die Geliebte keine Neigung zu ihm fühle, doch will er nicht unterlassen, die Scheidende, mit der sein Glück hinschwinde, mit Lebensmitteln für die Fahrt zu versehn.

Noch hofft Eugenie die Hofmeisterin zu erweichen; als diese aber sich selbst gebunden erklärt und zur Vertheidigung des angebotenen Ehebundes[3]) das dringende Streben des edlen Mannes, sich emporzuheben, als naturgemäß rechtfertigt, da

---

1) In der Ausgabe letzter Hand ist du zwischen schlägst aus weggefallen.

2) „Drum laßt mich scheiden". Aus der Ausgabe letzter Hand hat sich der Druckfehler uns fortgepflanzt.

3) Schon die zweite Ausgabe schreibt „ihn (statt ihm) lohnen."

muß diese mit reiner Empfindung die Ueberzeugung aussprechen, daß der Mann ganz die Sphäre der Frau bestimme, die an seinen Kreis gebannt sei. Jene weist wiederholt darauf hin, daß, wenn sie diesen Bund verwerfe, ihr Elend unabwendbar sei, worein sie auch sie selbst mit ziehe. Aber Eugenie, die der Hoffnung sehnsuchtsvoll zugewandt bleibt, will dem Wahne noch nicht entsagen, ihre Rettung liege in der Hand ihrer Begleiterin, welche, sie weiß nicht, wodurch, so hart gegen sie geworden, daß sie ihr solche Noth bereite, und in ihrer dringenden Bedrängniß sucht sie ihr Herz zu bestürmen, ja die Fürstentochter erniedrigt sich, kniefällig sie zu bitten. Dieser aber, die selbst durch Eugeniens Hartnäckigkeit, das gebotene Mittel zu ergreifen, sich dem Tod ausgesetzt fühlt, muß eine solche Beschwörung wie Hohn klingen, woher sie mit harten Worten sie heftig vom Boden aufreißt. Eugenie dagegen sieht in solcher Härte die Gewißheit, daß die Hofmeisterin sie an ihren bösen Bruder verrathen habe. Wenn diese, die sich wieder zu fassen beginnt, dagegen bemerkt, dem Bruder fehle zwar nicht der Wille, aber die Kraft, sie zu vernichten, so müssen wir diese Aeußerung als eine durchaus wahre hinnehmen, was mit der frühern Erklärung an den Gerichtsrath stimmt, daß sie dem Parteikampf zum Opfer falle. Vergebens hat sie bei dem Gerichtsrath, vergebens bei der Hofmeisterin Rettung zu erflehn gesucht; in ihrer äußersten Bedrängniß greift sie zu jedem schwanken Rohre, woran sie sich halten zu können wähnt, und so will sie jetzt laut das Mitleid des Volkes aufrufen, woran die Hofmeisterin sie nicht hindern mag, wie entschieden sie ihr auch die Nutzlosigkeit dieses Schrittes vorhersagt. Es muß auffallen, daß diese ihr nicht sogleich die Ordre des Königs vorzeigt, aber ihre herzliche Liebe zur Unglücklichen will ihr die

schreckliche Gewißheit so lange vorenthalten wie möglich; hat sie es ja auch nicht über sich gebracht, ihren Bestimmungsort ihr anzugeben, was der Gerichtsrath thut. Dadurch findet denn der Dichter Gelegenheit, Eugenien bei allen möglichen Gewalten ihre Rettung versuchen zu lassen.

Fünfter Aufzug. Die Erfolglosigkeit des Anrufes an das Volk erfahren wir im ersten Auftritt, der zugleich die folgenden einleitet. Der Dichter hat aber dabei nicht unterlassen, gleich im Anfang noch einmal die Stellung der Hofmeisterin zu dem Unglück Eugeniens anzudeuten[1]). Daß bald darauf der Gouverneur und die Aebtissin auftreten, wird durch die Neugierde, die zur Abfahrt sich rüstenden großen Schiffe zu sehn, motivirt; der vielen Schiffe ward schon oben (S. 322) gedacht, sie sollen zusammen abfahren und warten nur auf günstigen Wind. Nachdem der Militärgouverneur durch die vorgezeigte lettre de cachet von jedem Versuche zu helfen abgekommen, will Eugenie selbst das verhängnißvolle Papier sehn, aber höchst treffend hat der Dichter das Grauen, sich die Gewißheit ihres schrecklichen Unglücks zu verschaffen, dazu benutzt, sie diesmal noch davon abstehn zu lassen. Daß höhere Mächte ihr Verderben wollen, kann sie jetzt nicht mehr bezweifeln, aber daß es wirklich ihr Vater oder der König sei, welcher sie verderbe, wie sie vermuthen muß, mag sie nicht wissen; ganz will sie der für sie verlorenen Welt entsagen, in einem Kloster Ruhe und Frieden suchen. Trefflich ist der Kampf geschildert zwischen

1) In den Versen „Hat mich und dich in gleiches Netz verschlungen" hat die erste Ausgabe den Druckfehler ein. Mit den Worten „dieß Unglück, vorgesehen oder nicht," geht die Hofmeisterin zum offenbaren Beweise über, daß sie ganz ohne Schuld bei der Sache sei, da sie selbst dadurch betroffen werde.

dem Grauen und der Neugierde. Die Hofmeisterin legt auch diesmal ihr kein Hinderniß in den Weg; mag sie alles versuchen, um sich zu überzeugen, keine Rettung sei möglich; daß der König sie ganz ihr überantwortet habe, um sie wegzuführen, wagt sie weder Eugenien selbst noch in ihrer Gegenwart zu sagen, ja auch der Gerichtsrath muß es selbst lesen, erfährt es nicht durch ihren Mund. Als Eugenie sich der Aebtissin[1]) nähert und diese auf die Prüfungszeit hindeutet, bemerkt die Hofmeisterin, in dieser Beziehung sowie in Bezug auf alle übrigen Bedingungen dürfte kein Hinderniß obwalten. Die Aebtissin hat freilich später von ihrem Standpunkt Recht, dieser vorzuwerfen, daß sie nicht früher den königlichen Brief ihr gezeigt, aber diese will Eugenien zu erkennen geben, wie gern sie selbst ihre Versuche zu fördern bereit, das Hinderniß ein ihr aufgedrungenes ist. Jetzt erst, wo sich auch die Freistätte des Klosters ihr verschließt, will sie nicht länger über die Hand, die ihr keine Ruhe im Vaterland gönnt, in Zweifel bleiben; nur der Vater oder der König, die sie beide so sehr liebt, kann es sein, der solche Macht über ihr Schicksal übt. Die Gewißheit, daß der König selbst sie aus dem Vaterlande stößt, macht sie erstarren, so daß sie auf die ihr Mitleid bekundenden, aber die Abfahrt vorhaltenden Worte der Hofmeisterin nichts zu erwiedern vermag. Erst nach einiger Zeit, als die Hofmeisterin sich entfernt, faßt sie sich, um ruhiger ihre nach allen Versuchen trostlose Lage sich vorzustellen, die ihr drohende, für sie so entsetzliche, sie auf im=

1) In der ersten Ausgabe findet sich Linderung statt Lindrung, wonach der Vers ein Sechsfüßler ist, wie auch sonst durch Versehen sich mehrere in unser Stück, wie auch in Iphigenie und Tasso eingeschlichen haben, die nicht so leicht zu tilgen waren.

mer ausstoßende Verbannung [1]). Freilich hat sich ein „einzig edler" [2]) Mann gefunden, welcher ihr Rettung bietet, allein es ist ihr unmöglich, ihrer hohen Geburt zu entsagen, und so gibt sie sich verzweiflungsvoll dem unerbittlichen Schicksal hin, das sie rasch erfassen möge, da der schwankende Zustand, wo ihr die Wahl bleibt, noch größere Pein als das entschiedene Unglück bereite. Als aber nun alles ihr die baldigste Erfüllung ihres Schicksals verkündet, als sie schon den Augenblick vor sich sieht, wo man sie abrufen wird, muß sie die Unerbittlichkeit des Himmels verzweiflungsvoll anklagen [3]). Da bietet sich ihr, dem drängenden Uebel zu entgehn, nur der freiwillige Tod als Rettungsmittel an, und entschlossen will sie diesen ergreifen, wobei sie aber den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß ihr „bleichendes Gebein" im Vaterland eine geweihte Stätte finden möchte [4]). Und doch, als sie nun den letzten Schritt thun will,

1) Statt des ursprünglichen „Schreckensworts" liest man jetzt „Schreckenworts", was wohl nur Druckfehler, nicht eine des Wohllauts wegen gemachte Aenderung.

2) Die an Abtheilungszeichen überreiche erste Ausgabe hat vor und nach „einzig edel" ein Komma; beide sind zu streichen oder beide beizubehalten. Die spätern Ausgaben haben sich hierin große Willkür erlaubt, deren Spur ich in den neuesten getilgt.

3) Ehern steht hier in der Bedeutung unempfindlich, unerbittlich; Homer nennt den Himmel im eigentlichen Sinne ehern. Oben hießen die unbezwinglichen Fäuste der Göttin der Gewalt (die Dämonen Kratos und Bia schuf Aeschylus im Prometheus) ehern. Vgl. Heft IX, 68. Note 2. Nach dem folgenden Verse („Dringt—hindurch"?) sollte wohl ein Gedankenstrich zur Andeutung einer Pause stehen.

4) Homer nennt die vom Fleische entblößten Knochen der Todten „weißes Gebein" (ὀστέα λευκά). Hier ist wohl an die Folge des langen Liegens im Wasser zu denken wie in Freiligraths „Die Todten im Meere".

hält sie die Lust zum jungen Leben unwillkürlich zurück, worauf die rührende, besänftigende Erinnerung an die Bestattung ihrer Gebeine im Vaterlande nicht ohne Einfluß geblieben. So sieht sie denn jetzt drei Wege vor sich liegen, von denen jeder sie mit Schauer ergreift. Völlig rathlos, möchte sie jetzt sich dem Zufall überlassen; sie wünscht, daß ein zufällig gesprochenes Wort [1]) sie entscheide oder der Flug eines Vogels ihr deute, wohin sie solle [2]). Den Gedanken an den Tod hat sie ganz aufgegeben; nur des Vogels Fliegen nach dem Meere zu oder von ihm her soll entscheiden.

Aber wie könnte sich Eugenie dem blinden Zufall aus bloßer Noth überlassen, wie könnte die Stimme ihres Herzens ganz verstummen? Diese muß doch zuletzt entscheiden und sie mit frischem Muth und erhebender Aussicht in die Zukunft erfüllen. Vortrefflich ist es vom Dichter erfunden, daß selbst der heilige Mann wider Willen nur als zufällige Stimme wirkt, welche in ihrem Herzen die rechte Saite anklingen läßt. Eugenie will den Mönch nur als ein „Orakel", ein „heilig Loos" angehn, welches ihr, wie sie von dem anzeigenden Vogel gewünscht, den Weg weise, ob hierher oder dorthin. Der Mönch gesteht freilich zu, daß es Augenblicke gebe, wo eine geheime Ahnung uns treibe, dem rathlosen Unglücklichen eine solche Auskunft zu geben, aber gerade jetzt fühlt er keine solche Ahnung in sich, und so vermag er

---

1) Schon bei den Römern hat die vox opportune emissa besondere Bedeutung. Liv. V, 55. Cic. de div. I, 45. II, 40.

2) Auf eigenthümliche Weise denkt sich hier Eugenie die Deutung des Vögelfluges, der praepetes, alites, oder, wie es im deutschen Aberglauben heißt, des Anganges; sie will nach der Seite hin, wohin der Vogel fliegt, der „Friedensvogel' heißt, insofern er ihr Ruhe und Frieden bringt, ihren ängstlichen Zweifel bestimmt.

nicht, ihrem flehenden Wunsche zu entsprechen. Als sie aber ihm mittheilt, daß sie zwischen der Verbannung nach jenen Inseln der Verbrecher und einer ihr widerstrebenden Ehe zu wählen habe, da muß er der Ahnung des Herzens jeden Antheil an der Entscheidung absprechen und sie auf den Zweck des Lebens hinweisen, durch fromme Thaten zu wirken, wonach sie die Bestimmung zu wählen habe, die den meisten Raum dazu gestatte. Hier kann die Wahl nicht schwierig sein. Eine widerstrebende Ehe ist ein Unglück, und wie die Kirche eine solche nicht segnen kann, so muß der Mönch davon entschieden abrathen, dagegen muß er die Verbannung als eine heilige Sendung der ohne Schuld ins Elend gerathenen Jungfrau betrachten, die gerade als solche „wie ein überirdisch[1] Wesen, der Unschuld Glück und Wunderkräfte" mit sich führe, und er selbst kann aus eigner Erfahrung die Wonne eines solchen heiligen Wirkens preisen, ja er bedauert, ins Vaterland zurückgekehrt zu sein, wo ihn nun das Alter fesselt, und er spricht in wundervoll ergriffener Ahnung die schreckliche Gewißheit eines baldigen Umsturzes des Reiches aus[2]), dessen sittliches Verderben er scharf bezeichnet. Aber seine Erwartung, Eugenien durch diese Verkündigung zur Auswanderung zu bestimmen, täuscht ihn; gerade die von ihm als Bestimmungsgrund gedachte Hinweisung auf den Sturz des Reiches zeigt dieser ihren wahren Beruf, so viel als sie vermag, zum Heil des un-

---

1) Die Lesart der ersten Ausgabe „überird'sches" ist schon in der zweiten verbessert, dagegen S. 233 „ein geduld'ges Opfer" beibehalten. Aehnlich stand in der ersten Ausgabe der Iphigenie (Bd. 13, 7) „ein blut'ges (statt blutig) Opfer".

2) Die Ausgabe letzter Hand schreibt „klarer" statt „klärer", welche Form sie sonst hat. Durchglimmt ist ein neuerer Druckfehler statt durchklimmt. Unter dem „wenig Lebenden" sind einzelne Menschen und Thiere gemeint, die sich gerettet.

glücklichen Vaterlandes[1]) und zum Besten derjenigen zu wirken, die sie verbannt[2]), wobei der frohe Glaube sie belebt, daß der Himmel ihr Stärke und Glück zu edlem Wirken verleihen werde. So will sie dem Gerichtsrath sich anvertrauen, der, dessen ist sie jetzt voll überzeugt, ihrem Herzen keinen Zwang anthun, sondern sie frei nach ihrer Neigung im Verborgenen leben lassen wird; die Ahnung, daß der Himmel über ihr walte und alles zum glücklichen Ende führen werde, hat sie mächtig durchdrungen.

Den zum Abschiede kommenden, die versprochene Reisezehrung bietenden, seinen innig ängstlichen Antheil nicht verbergenden Gerichtsrath überrascht Eugenie mit der Entdeckung, daß sie sich zum Bleiben entschlossen habe und ihm in seine Wohnung zu folgen bereit sei, wenn er sie als Freundin betrachten wolle. Den edlen Grund ihres veränderten Entschlusses, wozu sie keineswegs Furcht vor dem drohenden Zustand getrieben, muß sie ihm verbergen und ihm betheuern, daß sie von ihm Entsagung verlange, ihn um einen stillen verborgenen Aufenthalt auf dem Lande bitte[3]), wo er nur auf ihren Ruf sich einfinden dürfe,

---

1) Der edle, kräftige Sinn der Urahnen erschien in vollendetster Ausprägung in jenem, der zuerst alle einzelnen Großen zu vereintem Wirken unter seiner Herrschaft verband; der Gegenwart fehlt nicht der Wille, sondern die Kraft, wie dem Gespenste, das um die Schätze, die es einst besessen, schwebt und sie greifen möchte, da es die Gespenster nach ihren frühern Zuständen zurückzieht. Wie sie kurz vorher die allgemeine Selbstsucht bezeichnet hat, so hier die Kraftlosigkeit. In den Worten „zu einem Zweck" ist e i n als Zahlwort zu schreiben.

2) Auch ihren Vater nennt sie unter „denjenigen, die sie verkannt, verstoßen, vergessen", da sie nicht ahnen kann, wie dieser abgehalten worden, sie dem Verderben zu entreißen.

3) In den Worten „Laß mich — mich begraben" ist „mich" keineswegs unnöthig wiederholt, sondern sie bittet, der Gerichtsrath möge zulassen, daß sie sich begrabe. Der Ausdruck ist freilich etwas hart.

indem sie die Möglichkeit einer spätern engern Verbindung in Aussicht stellt. Da dieser aber mit der ganzen selbstbewußten Sicherheit eines die schwersten Pflichten sich aus innigster Liebe auflegenden Mannes zur treuen Befolgung ihres Wunsches sich bereit erklärt, so gibt ihm Eugenie ein unverkennbares Zeichen ihres Vertrauens durch den Entschluß, ihm sofort zum Altar zu folgen[1]) und sich als seine Gattin darzustellen, wobei aber die vorausbedungene Entsagung und das schwesterliche Verhältniß sich von selbst versteht. Wie man darüber ernstlich in Zweifel stehn, ja glauben konnte, der Dichter habe dies selbst mit Absicht zweifelhaft gelassen, ist schwer zu begreifen. Was ihr bis dahin unmöglich geschienen, dem Range ihrer Geburt zu entsagen, dazu bestimmt sie jetzt der reine Edelmuth des gemüthlichen Mannes, der den Regungen ihres Herzens keinen Zwang anlegen, ihre Noth nicht unedel mißbrauchen will. So hat sie jetzt ihren Beruf gefunden und zugleich eine freie, ihr eine gewisse Thätigkeit darbietende Stellung, worin sie den Tag der Gefahr des Vaterlandes ruhig erwarten kann; sie hat sich als sittliche Heldin bewährt und darf sich der Hoffnung hingeben, einst zum Heile des Vaterlandes zu wirken, und so endlich von König und Vater als würdige Tochter ihres Stammes anerkannt zu werden. Die Hofmeisterin hat in dieser Szene eben so wenig eine Stelle wie am Schlusse der Iphigenia Pylades und Arkas.

---

1) Vorher hieß es (S. 352): „Sobald ich mich die Deine nenne", was keineswegs auf die Ehe geht, sondern auf den Abschluß ihres Freundschaftsbundes. Vgl. kurz vorher: „So bedinge dein Herz allein das Bündniß, das wir schließen".

V. Die Charaktere.

Sollte die vollste Entfaltung der Charaktere der auftretenden Personen auch erst in der vollendeten Trilogie gegeben werden — denn wir würden sie sämmtlich in den folgenden Stücken wiedergefunden haben, — so erscheinen sie doch auch in unserm Stücke schon in klar bezeichnender Selbständigkeit, als feste, sich entschieden herausstellende Wesen. Nach der bisherigen Entwicklung dürften hierüber wenige Hinweisungen genügen.

Eugenie ist eine durchaus edle, mit Geist, Gemüth und Charakterstärke ausgerüstete Natur, die aber, wie ausgebildet sie auch in geistigen und körperlichen Uebungen erscheint, doch in ihrer Zurückgezogenheit von der Welt sich ihren unschuldigen Kindersinn rein erhalten hat. Ganz unerfahren mit der Welt, wird sie in die äußerste Noth hinausgestoßen, in den bittersten Kampf, aber gerade hier bricht die Blüthe ihrer Seele in vollster Pracht hervor. Ihre vornehme Natur kann sich zu nichts hergeben, was ihr als eine Entwürdigung ihrer Geburt und des ihr zustehenden Ranges erscheint, Tod und Verbannung zieht sie dieser vor; erst als sich die Pflicht, für das Vaterland zu wirken, ihr vor die Seele stellt, vermag sie von ihrer Höhe herabzusteigen, aber nur in einen Zustand, der nichts ihrer Unwürdiges verlangt, und ihr Entschluß, dem Gerichtsrath ihre Hand, aber ohne Anerkennung von Rechten auf sie, zu bieten, fließt aus der hohen Achtung und Neigung, welche seine wahrhaft vor-

nehme Gesinnung ihr einflößt. Die Liebe zum Vaterlande, die mit ihrer Verehrung fürstlicher Hoheit und Würde auf derselben Vornehmheit ihres ganzen Wesens ruht, liegt unerschlossen in ihr, bis die Nothwendigkeit an sie herantritt, den heimischen Boden zu verlassen, und ganz besonders als sie für die Zukunft des Vaterlandes ernstlich fürchten muß. Bei aller frischen Heiterkeit und allem kindlichen Frohsinn liegt doch eine ernste, nach innen gekehrte Stimmung in ihrer Seele, die durch die äußern Verhältnisse genährt ward. Der Vater hing mit unendlicher Liebe an dem holden Kinde, aber nur geheim durfte er sich ihrer Kindheit freuen; der Stolz ihrer Mutter, die, durch sie an ihre Schwäche gemahnt, sich ganz von ihr zurückzog, trübte seinen Sinn, nicht weniger der bittere Verdruß, den ihm sein Sohn bereitete, und die traurigen Verhältnisse des Vaterlandes, von denen einzelne Andeutungen auch zu Eugenien gelangten. Freilich wachte die Hofmeisterin mit ängstlicher mütterlicher Liebe über sie, und wußte sich ihr ganzes Vertrauen, ihre innigste Anhänglichkeit zu gewinnen, aber die Mutter konnte sie ihr nicht ersetzen. Verwandte auch der Vater auf die Leitung ihrer geistigen und körperlichen Entwicklung die größte Sorgfalt, so entbehrte sie doch eines Kreises von Jugendgespielinnen, die sie gesellig und vertraulich aufgeregt und sie mehr nach außen gewandt hätten. Ihre Jugenderinnerungen gedenken keiner Freundin, nur der Vater und die Hofmeisterin sind die lichten Sterne derselben, und die reiche Fülle des Genusses, welche die verschwenderische Liebe des Vaters bot, ihr Jugendparadies. Außer der Hofmeisterin finden wir eines alten Lehrers gedacht, der zur Zeit unseres Stückes, in Trübsinn versunken, sich zurückgezogen, ohne Zweifel derselbe „weise Mann“, den auch der Herzog als Leiter ihrer Kindheit erwähnt; auch

dieser, dem Eugenie mit besonderer Liebe zugethan ist, nährte ihren angeborenen Ernst. Daß letzterer aber ihre Seele nicht verdüstere, hinderten die ritterlichen Uebungen, denen sie sich mit vollster Lust hingab; auf diese, welche sie aus der Enge ihrer einsamen Wohnung in die große freie Natur hinaustrieben, drang ihr Vater um so mehr, als sich die frische Kraft und natürliche Gewandtheit ihres „wohlgebauten, festen" Körpers in ihnen auf das glänzendste bewährte. Diese Uebungen aber sind für sie nur ein kindlich frohes Spiel, an welchem ihre kernhafte Natur sich herzlich behagt, ohne daß sie auf ihren rein kindlichen, jungfräulich zarten und innig gemüthlichen Sinn einen erkältenden Einfluß übten. Wie gern öffnet sich ihre ganze Seele dem Danke, der Verehrung! wie tief ist sie vom reinsten Familiensinne durchdrungen! Bitter fühlt sie, daß die Mutter sich von ihr abgewandt hatte und der Bruder ihr entgegenwirkt, aber sie will und kann die süße Hoffnung nicht aufgeben, diesen dem Vater und sich wieder zu gewinnen. Ihr Verlangen nach Putz und Glanz tritt im ersten und besonders im zweiten Aufzug uns in lebhafter Weise entgegen, und zeigt uns die „Amazonentochter" in ächt mädchenhafter Begier. So ist sie denn eine wahrhafte Heldenjungfrau, die ebensowenig ihre Weiblichkeit als ihre Fürstlichkeit verleugnet; schon bei ihrem ersten Auftreten sprechen sich diese Eigenschaften aus, da sie rasch sich wiederfindet nach dem durch ihre Verwegenheit veranlaßten gefährlichen Sturze und ein tief fühlendes, von inniger Ehrfurcht vor der königlichen Majestät erfülltes, mit unendlicher Liebe an ihrem hohen Vater hängendes Herz vor uns entfaltet; im zweiten Aufzuge sehen wir sie durch den Gedanken ihrer bevorstehenden Anerkennung freudig bewegt, sie fühlt sich schon in der ihr durch Geburt zustehenden Hoheit, deren Bestätigung sie der Gnade ihres Königs

verdanken soll, allen ängstlichen Warnungen der Hofmeisterin gegenüber wohlgemuth und beherzt, mädchenhaft am Putze hangend, aber nicht am leeren Glanze allein, sondern weil ihr auch dieser Glanz etwas bedeutet. Die beiden letzten Aufzüge zeigen sie uns im bedrängten Kampfe, worin sie, stets ihrer hohen Würde bewußt, sich durch nichts von dem ihr feststehenden Entschlusse abbringen läßt; kein ihrer würdiges Mittel zur Rettung läßt sie unversucht; ihrer Erniedrigung zu entgehn, will sie sich selbst den Tod geben, aber die jugendliche Lust zum Leben hält sie zurück und die an sie herantretende Bedrängniß des Vaterlandes gibt der Heldenjungfrau einen ihrer würdigen Beruf, von welchem begeistert durchdrungen, und zugleich von der Hoffnung endlicher Herstellung belebt, sie dem edlen Manne, der ihr Entsagung verspricht, die Hand bietet.

Eugeniens Vater, der Herzog, tritt als ein edler, kräftiger, zum Herrschen berufener Mann hervor. Vom Hofe, wo eine ihrem Genuß und ihrer Besitzsucht alles opfernde Partei den König beherrscht, hat er sich zurückgezogen; nur der Wunsch, seiner Tochter Anerkennung zu erlangen, bringt ihn wieder dahin zurück. Wie Eugenie, neigt auch er zum Ernste hin, den die Verhältnisse, wie bei jener, nähren sollten. Daß er seine Gattin früh verloren, wünschten wir irgendwie angedeutet; nach den Memoiren brachte die Geburt des Sohnes ihr den Tod. Neigung zog ihn zu der Fürstin hin, die aber nach der Geburt Eugeniens sich von ihm und der Tochter abwandte, weil sie nicht an ihre Schwäche gemahnt sein mochte. Bittern Kummer bereitet ihm der mißrathene, dem Glück Eugeniens nachstellende Sohn und die Noth des Vaterlandes. Strenge Gerechtigkeit und schöne menschliche Theilnahme machen ihn zu einem bereiten Helfer aller Bedrängten, deren viele sich an ihn wenden. Wie

in Eugenien, lebt auch in ihm ein tiefer Familiensinn, den deshalb die nothwendige Entfernung von dem übelberathenen Neffen, dem Könige, und das Unglück in seiner Familie um so schrecklicher treffen, am erschütterndsten aber wirkt der die volle Schmerzensglut eines tief empfindenden Gemüthes weckende Schmerz um Eugenien. Doch sein starker Sinn erhebt auch ihn wie die Tochter wieder zum Leben, und wir sehen ihn bereit, von frommer, liebevoller Verehrung Eugeniens gehoben, die ihm vom Schicksal angewiesene Lebensaufgabe mit aller Macht seines ebenso scharfen als kräftigen Geistes zu lösen. Wie er die sein Ansehen beim Könige untergrabende Partei stürzt, sich der Regierung bemächtigt, den gerechten Forderungen Abhülfe schafft, aber mit der den Thron bedrohenden Anarchie der aufgestachelten Masse den Kampf auf Tod und Leben besteht, sollten die beiden folgenden Stücke zur Darstellung bringen.

Der König selbst ist ein gutmüthiger, schwacher, der Schmeichelei zugänglicher Mann, der beim Mangel eindringenden Verstandes einen starken Hang zur Beschaulichkeit hat, woher er sich in breiten Betrachtungen gefällt. Sein höchster Wunsch wäre freilich, alle Großen um den Thron geschart, alle seine Unterthanen beglückt zu sehn, aber leider fehlt ihm Einsicht und Kraft, der nur von selbstsüchtigster Begierde getriebenen Partei sich zu entschlagen, deren Vertreter sein Günstling, der Graf, ist. Dieser ist hier nur mit wenigen Zügen gezeichnet, die ihn uns als gewandten Hofmann zeigen; vom Herzog spricht er in einer Weise, die uns in ihm einen Gegner desselben ahnen lassen. Erst im zweiten Stücke sollte der Gegensatz seine Darstellung finden und das Bild des Grafen, der, vom Herzog gestürzt, ins Gefängniß wandern muß, näher ausgeführt werden. Als ein Begünstigter des Grafen erscheint

der Militärgouverneur, der in jungen Jahren zu dieser hohen Stellung gelangt ist; wir finden in ihm einen gewandten und, wie er sich hier zeigt, wohlwollenden Mann, doch dürfte dessen Wohlwollen eher feiner Weltton sein als auf herzlicher Innigkeit ruhen. Weitere Ausführung würde sein Bild sowie das der gleichfalls jungen, von hohem Haus stammenden Aebtissin im zweiten Stücke gefunden haben.

Steigen wir von dem höhern Kreise zum bürgerlichen Stande herab, so dürfen wir die Wahl der Hofmeisterin als einen glücklichen Griff des Herzogs bezeichnen, dessen Sorgfalt sich hier mit seiner Welterfahrung und seinem feinen Sinne vereinigte. Von ihrer Abstammung und ihren frühern Verhältnissen erfahren wir nichts, aber Eugenie selbst gesteht, daß sie ihr ein „überfließend Maß besorgter Mutterliebe" zugewandt, daß sie ihren Geist, ihr Herz von den ersten Tagen an gelenkt, sich ihre volle Dankbarkeit und Liebe erworben. Und ihre unendliche Liebe zu ihrem Zögling, auf den sie das Beste ihres Wesens verwandt, den sie als ihr „selbstgebildet Werk" im Herzen trägt, verleugnet sich nirgendwo. Der gegen Eugenien geschmiedete Plan erfüllt sie mit Entsetzen, aber was sie auch versuchen mag, ihn abzuwenden, sie sieht sich in ein Netz verwickelt, dem sie nicht zu entgehn vermag, und als sie endlich sie ihrer traurigen Bestimmung entgegenführen muß, wie scheut sie sich auch jetzt, sie mit der fürchterlichen Gewißheit zu erschrecken und wie strengt sie sich an, sie zu dem einzigen Entschluß zu bestimmen, der sie retten kann! Nur in dem Augenblick, wo Eugenie die sich bereit darbietende Hülfe ablehnt und sie dann mit aller kindlichen Liebe fußfällig um Rettung anfleht, fühlt sie sich von lebhaftem Unwillen hingerissen, weil sie auf ihren gut gemeinten, ihnen beiden allein Rettung bietenden Rath nicht eingehn will, ihren treuen

Willen so sehr verkennen kann, daß sie das flehentlich sich erbittet, was ihr darzubieten die süßeste Freude ihres Herzens sein würde. Für ihren Werth spricht auch die Liebe des noch jungen Sekretärs, wie ihre Erwiederung derselben für das empfindliche Herz der jedenfalls schon in den dreißiger Jahren stehenden Schönen zeugt. Der Sekretär, ein schöner, anziehender, für die Hofmeisterin „unwiderstehlicher" junger Mann, ist ganz von den Netzen der Partei umstrickt, die ihn gegen seinen eigenen Herrn gedungen. Der Reiz des Geldes hat ihn zunächst verlockt, dann aber auch der Wunsch, sich den Großen nothwendig zum achen, seine Klugheit und Feinheit bewundern zu lassen, und so ist er auch in die kalten Anschauungen derselben eingegangen, welche, vom Glauben an eine höhere vergeltende Gerechtigkeit abgewandt, nur das Nützliche als Recht anerkennen, denjenigen für den einzigen Weisen halten, der, ohne sich um die Regungen des Herzens, die Forderungen des Gewissens zu kümmern, die Verhältnisse zu seinem Vortheil zu benutzen weiß. Aber sein Herz bleibt dabei doch den edlern Gefühlen zugänglich, die er nur gewaltsam unterdrückt. Mit dem Herzog, den er in so unendliches Leid durch die Nachricht von Eugeniens Tod gestürzr, empfindet er Mitleid, er segnet den Augenblick, wo ein Schlummer ihn der schrecklichen Wirklichkeit entreißt und fürchtet sein Erwachen, ja wo er der Hofmeisterin gegenüber auf der Entführung Eugeniens besteht, kann er sein Mitleid mit der „holden Tochter" nicht unterdrücken und hält sich nur mit Mühe zurück. Die Sucht, die Plane der Verschworenen durchzusetzen und diesen als ein unentbehrlicher Helfershelfer zu gelten, der alles durchzusetzen vermöge, überwiegt bei ihm jedes andere Gefühl, auch das der Liebe zur Hofmeisterin. Die Verbindung mit ihr sehen wir ihn äußerer Rücksichten wegen im zweiten

Stück verschieben. Vom Sekretär ist auch der Weltgeistliche gewonnen worden, eine verschmitzte Natur, die vor keiner Lüge zurückbebt, die ihre Lust darin findet, geschickt zu berücken, die jede Regung des Mitleids überwunden hat, wenn er auch noch zuweilen einen sehnsüchtigen Blick auf die verlorene Welt heiterer, selbstgenügsamer Unschuld zurückwerfen mag. Leidenschaftliche Begierde treibt ihn über seine Sphäre hinaus, nachdem er einmal den Genuß gekostet, glühendste Selbstsucht stachelt ihn, sich in der verdorbenen Welt, deren Schwächen er erkennt, durch seine geistige Ueberlegenheit, durch alle ihm reichlich zu Gebot stehenden Mittel der Verstellung, des Lugs und Trugs emporzuschwingen. Den geraden Gegensatz zu ihm bildet der ehrwürdige alte Mönch, den der Geist schon als Jüngling zu wilden Völkern getrieben, die christliche Lehre als höchsten himmlischen Segen zu verbreiten, dessen ganze Seele auf frommes Wirken gerichtet ist, worin er den einzigen Zweck des Lebens findet, die, von Liebe Gottes und der Menschen durchdrungen, dem gemeinen Welttreiben entrückt, sich als ein Werkzeug des Himmels betrachtet, dessen Fügungen er in demüthiger Ergebenheit verehrt. Sein ahnungsvoller Blick in die Zukunft, den der Dichter auch im zweiten Stücke hervortreten lassen wollte, vollendet das mit wenigen Zügen vortrefflich gezeichnete Bild.

Wenden wir uns endlich zum Gerichtsrath, so erkennen wir in ihm eine tüchtige bürgerliche Natur. Von seinen Familienverhältnissen erfahren wir nichts, wir hören nur, daß er, wie früher als Sachwalter, jetzt als Richter allgemeinster Achtung sich erfreut. Ganz seinem Berufe hingegeben, hat er an die Befriedigung der Forderungen seines Herzens gar nicht gedacht; kurz ehe Eugenie vor ihm erscheint, hat sich die Sehnsucht nach einer würdigen ehelichen Verbindung ihm mächtig aufgedrungen; in der wunderbar ihm erscheinenden Fremden, die ihn beim ersten Anblick unwiderstehlich ergreift, muß er eine Sendung des Himmels erkennen, so daß sein Herz entschieden ist. Aber auch jetzt läßt sich der besonnene Mann nicht leidenschaftlich hinreißen, sondern nur mit edler Scheu wagt er seinen Antrag vorzubringen, und wie tief auch Eugenie sein innerstes Sein ergriffen, alle Strahlen seines ganz erschlossenen Wesens auf sich hinge-

zogen, er fühlt sich zur Entsagung stark genug, weiß er nur die „geliebte, verehrte" Fremde gesichert. Der Drang nach politischer Thätigkeit ist noch nicht in ihm erwacht; auch dieser tritt urplötzlich in ihm hervor, als die verworrenen Verhältnisse des Reiches eine allgemeine Gährung hervorrufen, und dieser Lebensberuf reißt ihn mit so unwiderstehlicher Gewalt hin, daß er selbst Eugeniens Besitz ihm nachsetzen muß.

Alle Charaktere sind mit sicherer Hand einfach klar geschildert mit wenigen, aber höchst bezeichnenden Zügen; dabei ist die Sprache bei jedem einzelnen auf das glücklichste seiner Individualität gemäß gehalten, wenn sie freilich auch bei allen dichterisch gehoben erscheinen mußte. Welch ein Abstand zwischen dem gewandten Hofton des Königs und der einfach erhabenen Rede des Mönchs, zwischen der fein berechneten Darstellung des Weltgeistlichen und der überströmenden Schmerzensklage des Herzogs, zwischen Eugeniens frisch jugendlichem Schwunge und den besonnenen, klar verständigen Aeußerungen des Gerichtsrathes! Die bis heute immer nachgesprochene Klage über Marmorkälte gehört zu den vielen Vorurtheilen, auf die man sich eigensinnig steift, um sich mit leichter Mühe über eine der gehaltvollsten und vollendetsten Dichtungen hinwegzusetzen, bei welcher nur zu bedauern, daß der Dichter sie nicht zum Abschluß gebracht; wäre dieses geschehen, so würde auch Rosenkranz schwerlich den Vorwurf erhoben haben, die Personen seien zu ideal gehalten, wofür er sogar einen Beweis darin gefunden, daß im Personenverzeichniß nur ganz abstrakte (?) Namen angegeben seien. Wäre denn etwa deshalb Eugenie weniger ideal als der Sekretär, weil Goethe diesen nicht Richard oder Gottfried getauft, weniger ideal als der Mönch, weil er diesen nicht Lorenzo genannt! Goethe wollte ja gerade nur jede geschichtliche Anlehnung vermeiden, um ein ganz freies dichterisches Werk zu Tage zu fördern, in welchem er die Bewältigung des gewaltsamen Umsturzes nach seiner Art auszuführen gedachte.

Düntzer, Heinrich,

Goethes Trilogie die natürliche Tochter

Bd.: 11

Leipzig 1859